

DEROAZAR.

Illustrirte Damen-Zeitung.

Nr. 6.

Man abonniert bei allen
Postanstalten und Buchhandlungen.

Berlin, 1. Februar 1897.

Vierteljährlich 2½ Mark.
Monatlich erscheinen vier Nummern.

43. Jahrg.

Zwischen den Herzen.

Novelle aus den Dolomiten von Rudolf Straß.

2. Fortsetzung aus Nr. 4, S. 39.

Nachdruck verboten.

Auch Vultejus schwieg lange Zeit. „Ich bin jetzt schon allein,“ sprach er endlich ernst, „ich habe mich daran gewöhnen müssen. Aber glauben Sie mir: leicht ist es nicht.“

Sie wandte ihm ihre feuchtglänzenden Augen zu: „Das ist doch Ihr freier Wille!“

„Nein!“ Vultejus lächelte trübe. „Ganz gewiß nicht. Es ist genau das selbe wie bei Ihnen! Kein Mädchen nimmt aus Liebe einen siechen Mann — und ich bin reich!“

Martha holte ihr Taschentuch heraus und betupfte sich die Augen. „Wir armen, närrischen Menschen,“ sagte sie halb lachend, „Ihnen fehlt die Gesundheit, mir die Schönheit — und statt nun wenigstens dem Schöpfer zu danken, daß wir beide Geld haben —“

Er schüttelte den blassen Kopf: „Ohne Geld hätten Sie Ihre trüben Erfahrungen nicht gemacht. Und ohne Geld wäre ich nicht mehr am Leben. Da wäre es also uns beiden wohler als jetzt?“

„Sehen Sie,“ sagte er nach einer Weile träumerisch, „jeder Mensch hat doch sein Päckchen Liebe im Herzen und will es an die andern geben und ihre Liebe dafür eintauschen. Wir beide können das nicht. Denn ich bin krank und Sie — Sie glauben, daß Sie nicht schön genug sind. Darum bin ich einsam und werden Sie noch tief einsam werden in Ihrem Leben, wenn Sie nicht den Rechten finden.“

Martha machte eine Bewegung mit den Schultern, als wollte sie die drückenden Gedanken abwerfen, und sprang leichtfüßig auf. „Wo ist der verwunschene Prinz?“ fragte sie, sich gewaltsam zur Heiterkeit zwingend, „zaubern Sie ihn mir doch her!“

Der Kranke schaute schweigend und ernst zu ihr auf, und plötzlich tauchten ihre Augen ineinander. Sie fühlte, wie ein Schauer des Schreckens sie langsam überlief, ganz langsam, in einem atemraubenden, die Glieder erstarrenden Riesel — wie etwas Unsichtbares geheimnisvoll und mächtig sich auf sie beide niederzu senken schien.

Die Sonne schwand hinter eine Wolke. Es war dunkler umher, und Vultejus griff fröstelnd nach seinen Stöcken. Sie sprang herbei, um ihn zu unterstützen. „Lassen Sie sich doch helfen,“ bat sie, „ich habe Kräfte wie ein Mann.“

Mit ihren starken Armen zog sie ihn mühelos empor. Er sah sie wieder lange an und schob dann stumm seinen Arm in den ihren. So führte sie ihn zu der Hütte zurück. Und während sie ihn sorgsam hielt und mit vorgestrecktem Stock die Steinchen aus dem Wege räumte, lag wie Sonnenschein ein zärtliches, überströmendes Mitleid auf ihrem blaßgewordenen Gesicht. — —

Nun war sie allein.

Allein mit sich und ihren Gedanken. Als im Laufe des Spätmittags die Sonne tiefer und tiefer zu den brennend-rot aus dem Gewölk hervorstechenden

Gipfelzacken des Westens hinabzusteigen begann, war die kleine Gesellschaft aufgebrochen und wieder zu Thal gezogen. Weit unten konnte sie noch die schwarzen Pünktchen sehen, die langsam über den fadenförmig sich längs des Geröllhangs hinziehenden Saumpfad pilgerten.

Dann verschwanden sie in dem Walde, der weithin in grünen Wellen den Fuß des Bergkloßes umrauschte.

Lange noch schaute sie ihnen nach. Sie hatte schwer mit

sich gekämpft, ob sie sich nicht dem Rückweg der andern anschließen sollte. Aber es gab ja keinen irgendwie haltbaren Vorwand, und dann — sie empfand das Bedürfnis, allein zu sein, sich ungestört zu sammeln und zu begreifen, was mit ihr geschehen war.

Eigentlich garnichts. Kein Ruf, kein Wort, kein Händedruck. Nur jenes unmerkliche, unwägbare Zittern zwischen zwei Seelen, jenes räthelhafte Zueinanderfließen un-ausgesprochener Gedanken, jenes plötzliche, beklommene Sichverthehen.

Ein fassungsloses Erstaunen lag auf ihrem Gesicht, während sie langsam der Hütte wieder zuschritt. Sie lächelte ungläubig bei dem Gedanken, daß das noch nicht vierundzwanzig Stunden her sein sollte, seit sie sich zuerst gesehen! Das war ja schon eine halbe Ewigkeit, das waren Jahre, um die sie seit gestern jünger geworden war.

Gestern um diese Zeit, da stieg sie schon fast wie eine grämliche, alte Jungfer im Regen von den Bergen herunter. Weiß Gott — schon beinahe wie eine jener hageren, bekrillten Engländerinnen, die in Schwärmen die Postkutschen unten zu füllen pflegten. Und heute war sie jung! Jung, übermütig — lebenslustig — ein ganz neues Geschöpf!

Es war ihr, als löste sich in ihrer Brust alles auf, was erstickt und erstarrt da ruhte, und strömte in klingenden, bunten Bogen dahin, so, wie hoch über ihr aus dem gewaltig von der Sonne überflammt und geschmolzenen Firn die Wildwasser jauchzend zu Thale schossen. Und doch, aus diesem Brausen und Frohlocken rang sich immer wieder eine tiefe, unerklärliche Traurigkeit empor, ein Wechselspiel unstill schwankender Empfindungen, wie der Kampf zwischen Nebeldunst und Sonnenstrahlen um sie her.

Mit halbgeschlossenen Augen ging sie vor sich hin, achlos mit dem Fuße an Steine und Baumwurzeln anstößend, und stand mit verschlungenen Händen vor dem Felsblock, wo sich das Wunderbare begeben hatte. Und da plötzlich schien es ihr, als rüttelte sie jemand aus dem Schläfe wach, und schmerzhaft, Mark und Bein erkältend, durchfuhr sie die Erkenntnis, daß ja doch eigentlich nichts, garnichts geschehen, daß das Ganze vielleicht nichts sei als ein dümm-er Traum.

Es waren Menschenstimmen, die sie aufgeschreckt hatten. Die beiden windhund-artig mageren, jungen Bergsteiger aus ihrem Hotel kamen, die verwetterten Eisärte über der Schulter, vorbei, grüßten und gingen auf die Hütte zu.

Die wollten also morgen auch auf einen der beiden Berge! Dann würde sie auf den andern gehen. Nur keine Menschen jetzt — nichts, was sie aus ihren Träumen reißen konnte. Ein Glück, daß das Blockhaus ein eignes, kleines Damenzimmer mit zwei Betten besaß! Vom Flur aus konnte sie es aufklappen, und keiner der Männer durfte sie da stören.

Das Fenster des schmalen, nach frischer Delfarbe düstenden Raumes ging nach hinten. Dicht vor den Scheiben erhob sich wie eine Kerkermauer die senkrecht aufsteigende Bergwand, rötliches, zerklüftetes Ge-stein, in dessen von Wassertropfen durch-



Reisevoilette.

Beschreibung S. 67.

sickerten Furchen vereinzelte Grashalme im Wehen des Abends hin- und herschwanken.

Sin und her. Sie starrte unbewußt auf das eintönige Schauspiel, und eintönig klangen in ihrem Kopfe die Gedanken durch die tiefe, nur von fernem Wassergeräusch und Windesraunen unterbrochene Stille.

War das wirklich nur ein Traum? Der Traum einer alten Jungfer? War sie wirklich schon so weit, sich allerhand Ungereimtheiten einzubilden, sich lächerlich zu machen, wie es dies oder jenes verweilte Fräulein ihrer Bekanntschaft in der Sehnsucht ihres armen Herzens that?

Sie warf sich auf das harte, feuchte Bett und brach in heiße Thränen aus. Und mit den Thränen ward es wieder freier in ihr. Die Zweifel schwanden. Nein — sie konnte sich nicht getäuscht haben! Wohlthätig und befreiend schmeigte sich diese Ueberzeugung in ihre Brust, und erleichtert aufatmend trat sie vor den Spiegel, um sich, über ihre eigne Thorheit lächelnd, die Augen zu trocknen.

Unten vor der Hütte entstand ein Geräusch. Der finstere, schwarzbärtige Herr erschien mit seinem Führer und unterdrückte mit Mühe einen Ausruf gerechtfertigten Unwillens, als er bereits drei große Giszarte und eine kleinere im Flure stehen sah. Der Bergsimulant hatte gerade diese entlegene Hütte zum Ziel seines heutigen, wie gewöhnlich von einem Spalier von Damen scheu angestaunten Ausmarsches in die Schrecken der Hochwelt gewählt, in der bestimmten Hoffnung, bei dem zweifelhaften Wetter dort niemanden zu treffen. Und nun sah er sich von drei der erfahrensten Bergsteiger, den beiden gähnenden, jungen Windhunden und dem alten Archangelo in betreff seiner bevorstehenden Heldenthaten überwacht und war verloren, wenn morgen früh wider Erwarten die Sonne an wolkenlosem Himmel aufging!

Natürlich heuchelte er eine brennende Sehnsucht nach einem recht schönen Morgen, und der Rübezahl, der nicht aus dieser Thalgegend war, nahm ihn denn auch, zum Gaudium der beiden, höhnisch auf ihren Strohsäcken sitzenden jungen Herren ernst und besprach mit ihm ausführlich die Chancen der Witterung. Dann ging er und klopfte an Fräulein Weizels Thüre, um nach deren Befehlen für den Abend zu fragen.

Sie hatte keine. Nur Ruhe wollte sie haben und morgen zur rechten Zeit geweckt sein! Essen und Trinken brauchte sie heute abend nicht mehr!

Der Bergführer war kein Mann von vielen Worten. Er ging und kam nach einiger Zeit mit einem Glase Wein, einem Teller Suppe und einem Stück Brot wieder. Wenn sie das nicht verzehren, sondern sich durch Fasten schwächen wolle, ginge er mit ihr morgen nicht auf einen Berg wie die Croda Bianca!

Daraufhin fügte sie sich seufzend in den Willen des Alten, gab ihm den leeren Teller zurück und wünschte ihm gute Nacht. Der Rübezahl drückte ihr nach Bergbrauch derb die Hand und tappte hinaus.

Es war dunkel geworden in der Hütte. Alles schlief, und ringsum schlummerte in hellem Mondschein die Hochwelt. Leise rieselten die Silberbänder der Bäche in der bläulichen Lichtflut, in gedämpftem Flüstern strich der Nachthauch über die wüsten, taghell daliegenden Schutthalde, und in den Furchen der starr zum Sternengeglitzer aufstrebenden Bergtürme polterte es zuweilen dräuend von niederfallendem Gestein.

Zum erstenmal fand Martha in einer Berghütte keinen Schlaf! Mit offenen Augen lag sie da, umspielt von den Mondscheinfluten, die durch das Fenster eindringen, und ihr Blick, den hart über ihrem Haupte die niedere Holzdecke aufging, schien in immer weitere Fernen zu schweifen. Freundliche, tröstende Bilder sah sie da in raschem Wandel ihrer Gedanken, alles, was sie einst erhofft und ersehnt. Sie war nicht mehr allein — nie mehr. Sie hatte auch ihr Teil am Leben — das bescheidene Teil — das bißchen Liebe — das eigne Heim. Die ferne Zukunft drohte ihr nicht mehr novembergrau wie ein böser Alp herüber, nein, ihre Wolken lütheten sich — die liebe Sonne schien hindurch, es ward hell umher und freudig, soweit das Auge reichte.

„Wie schön ist das — wie schön!“ In ihrem Ohr klangen die Worte nach, die der arme Kranke heute bei dem ungewohnten Anblick der Alpenpracht gestöhnt. Und wie ein Kind faltete sie die Hände und sprach es ihm leise schluchzend nach: „Wie schön ist das — wie schön!“

Der Mond ging unter. Die dunkle Mitternacht war da, und ihr feierliches Schweigen, in dem sie nichts andres mehr hörte als das stundenlange, selig erschrockene Hämmern ihres Herzens.

Schlag vier Uhr pochte Archangelo an die Thür. Schön sei das Wetter nicht! Aber man könne es immerhin versuchen!

Mechanisch, jahrelanger Gewohnheit folgend, rüstete sie sich zur Bergfahrt und trat, den durchqualmten und schlechtgelüfteten Wohnraum vermeidend, vor die Hütte ins Freie.

Der Morgen dämmerte. Ringsum dampften und brauten die weißen Schwaden. Sie stand wie in einem Wolkenmeer, das sie auf- und niederwallend mit seinem feuchten Geriesel umfing. Das Gras zu ihren Füßen war so naß, als sei ein Platzregen niedergegangen, und jeder Schritt ließ ein Geklir von Tautropfen von den Halmen durch den feinen, dem Boden entsteigenden Dunst dahinsprühen. Man konnte nicht weit sehen. Ueberall schoben sich die Wolkenmauern dazwischen. Nur an einer Stelle klaffte eine Lücke in ihnen, und durch sie flammte von der Ferne ein langer, funkelnder Streifen wie rotglühendes Metall herüber, der erste Widerschein der Sonne auf der Eiszulter des Berggriesen.

Der finstere Herr lief, das Aneroidbarometer und die Spezialkarte in der Hand, unwirsch vor der Hütte auf und ab und spielte vor den beiden jungen Gipfelfletterern, deren hagere Köpfe verschlafen und spöttisch aus dem Fenster schauten, den ehrlich Entrüsteten. „Es ist ein wahres Unglück mit dem Wetter dies Jahr, mein gnädiges Fräulein!“ wandte er sich an Martha, „ich fürchte, wir werden heute unter der Spitze umkehren müssen!“

Sie zuckte ungeduldig mit den Schultern und winkte Archangelo, daß er sich beeilen möge. „Nur fort von hier!“ drängte sie und leerte die Kaffeetasse, die er herausbrachte, auf einen Zug, „ich kann jetzt mit niemandem sprechen. Es macht mich krank!“

Der Rübezahl erwiderte nichts, sondern holte Rucksack und Eispickel, und sie machten sich schweigend und hastig auf den Weg.

Deßsen erste Strecke war wie fast immer die einförmigste und ermüdendste. Ein endloses Steigen über Blöcke und Steinstufen, über steile, glitschrige Grashalden und elende Schotterkegel, in deren gleitendem Geröll man, mühsam auf den Stock gestützt, im Zickzack aufwärts klonn; so ging es eine Stunde lang und mehr bergauf.

Dann kamen die ersten leichten Felsplatten, die mit wenigen Griffen und Tritten sich überklettern ließen, ein enger Thalriß, das Bett eines jetzt erstorbenen Firnbachs, und nun standen sie vor der jählings aufwärts steigenden Schneerinne, durch die der Weg zu der Scharte des Berggrats und dann über diesen weiter zur Spitze führte.

Die Luft hatte sich verdüstert. Sie schien immer grauer und dicker zu werden. Mit den von oben stärker niederwallenden Nebeln stieg ein kalter, feuchter Dunst herab, daß der Atem dampfte und die Kleider sich mit staubartig dünnem Reif überzogen.

„Heute wird's nichts,“ sagte Archangelo, „aber bis zur Scharte wollen wir wenigstens gehen!“

Die Fußspitzen fest in den hartgefrorenen, knirschenden Schnee einstoßend, kletterten sie steil, aber ohne Gefahr die schroffe Schneewand empor, die Augen auf den Boden geheftet, um einen Fehltritt, der leicht eine unfreiwillige Rückfahrt durch die ganze Rinne nach sich ziehen konnte, zu vermeiden, schweigend und nur selten einen Augenblick stehen bleibend, wie es guten Bergsteigern ziemt.

Auf ihrer letzten Rast undampften sie die Wolken schon so dicht, daß sie die Nebelfegen mit dem Messer schneiden zu können vermeinten, und als sie schwer atmend und erhitzt auf der hochbeschnittenen Scharte anlangten, da hätten sie, nach des Rübezahls Vericherung, ebenjogut in einem Rucksack stecken können, so wenig sahen sie von der Welt.

Alles weiß in Weiß. Weißer Schnee und auf ihm ruhend, über seine Hänge und Hügel hingelagert, der weiße, leise prickelnde Nebel. Kein Stein, kein Wasser, kein Himmel — nichts von der Hochwelt war sichtbar, als bleicher, feiner, wesenloser Dunst, in dem der Blick auf zehn, zwölf Schritte schon sich hoffnungslos verlor, ein Schattenreich, dessen unheimliches Weben und Wallen kein Sterbenslaut durchbrang.

Archangelo war eine Strecke vorausgestiegen, um sich von weiter oben die Sache anzusehen. Sie saß auf seinem Rucksack im Schnee und schaute beklommen in das um sie flutende Nichts. „Im Anfang war alles wüß und leer.“ Sie mußte selbst nicht, warum ihr plötzlich das Bibelwort einfiel. Ein eignes Grauen erwachte in ihr, eine unbestimmte, quälende Angst, die ihr die Kehle zusammenschnürte, daß sie kaum mehr zu atmen, kaum zu denken wagte.

Der Anblick dieses Wolkenchaos konnte nicht die Ursache sein. Derartiges und viel Furchtbareres hatte sie schon oft in den Bergen geschaut. Die Angst kam aus ihrem Innern. Dort war sie durch das Zischeln der Nebelgeister um sie her erweckt worden, und wuchs — und wuchs.

Und plötzlich durchzuckte sie wie ein heißer Stahl der Gedanke: „Du verlierst dein Glück!“

„Du steigst hier oben in den Wolken umher und lachst und träumst, und unterdessen zerfällt unten im Thal die bunte Seifenblase, und alles ist, wie es vordem gewesen!“

„Und alles war ein Traum!“

Sie sprang auf. Ihr Antlitz verfärbte sich, ihre Hände ballten sich in krampfhaftem Schrecken zusammen. „Ich will umkehren, Archangelo!“ rief sie mit gepreßter Stimme dem aus den Nebeln auftauchenden Rübezahl zu, „ich will ins Hotel zurück — zu meinem Vater — so schnell wie möglich.“

„Umgekehrt ist umgekehrt!“ brummte der Führer, „aber ich mein' selbst: heut schaffen wir's nicht und lassen den Berg lieber schlafen!“

Er stieg ihr voraus in die Rinne. Langsam wie sie gekommen, klonnen die beiden Gestalten wieder abwärts.

Die Nebel stiegen mit ihnen zu Thale. In feierlichem Zuge wallten die lautlosen, milchfarbenen Schatten hinter ihnen her und gaben ihnen das Geleite über die jähe Schneehalde, über das stundenlange Steingeröll, über grüne Matten und wucherndes Alpengestrüpp bis zur Hütte.

Dort begannen sich die feuchten Dünste in Regen aufzulösen. Erst ein unmerkliches, staubartig feines Dünsten in der Luft, das alle Dinge in der Runde wie mit Rauchfrost überzog, dann ein leises Nieseln deutlich sichtbarer Tropfen und endlich wieder das eintönige, gleichmäßige, unermüdliche Rauschen eines Landregens im Hochgebirge.

Einsam und weltverloren lag die grüne Hütte in den Wolken da. Es klatschte auf ihr Dach, es tröpfelte von ihren Rändern. Sonst regte sich nichts in ihr. Die beiden jungen mageren Bergsteiger waren trotz der Ungunst der Witterung auf und davon, und der finstere Herr saß schon längst wieder

unten im Hotel beim Frühstück, prüfte die Schneide der neben ihm lehrenden Giszart und erzählte einer eben angekommenen Berliner Familie Schreckensdinge aus dem Gebiet des Alpentourismus.

Der Rübezahl hatte schon den Schlüssel in der Hand, um die Hüttenthüre zu öffnen. Aber seine Begleiterin wehrte ihm. „Wir wollen gleich weiter!“ sagte sie gepreßt, „oder — ja richtig — meine Sachen! Holen Sie rasch meine Sachen aus dem Zimmer, ich gehe indessen voraus.“

Ohne seine Antwort abzuwarten, eilte sie den steilen Pfad abwärts, so aufgereggt und hastig, daß der alte Archangelo sie beim Herauskommen schon weit unter sich sah und mit der Sicherheit eines Gamsbocks über ein Chaos von Felsblöcken geradeswegs hinabspringen mußte, um sie nur überhaupt einzuholen.

Schweigend gingen sie dann hintereinander her, immer schneller und schneller, beinahe im Lauffschritt über schlüpfrige Wurzeln und glitschriges Gras. Im stillen wunderte sich der Rübezahl wohl, daß eine so erfahrene Touristin heute mit derart dilettantenhaftem Ungeßüm zu Thale strebe und sich mutwillig in den Knien müde mache, aber er sagte nichts, sondern trabte, aus seiner Stummelpfeife passend, geduldig hinter dem jungen Mädchen her, weiter und immer weiter, in ewigem Zickzack durch Wald und über Weiden, auf Bretterbohlen über Wildbäche, an Heustadeln und einzelnen Höfen vorbei bis in das Städtchen.

Vor dem Hotel schüttelte ihm Martha rasch und fast ohne ihn anzuschauen die Hand und trat in den Flur. Die Uhr dort wies auf die vierte Nachmittagsstunde, die Zeit, wo ihr Vater zu schlafen pflegte und alle andern sich bei dem schlechten Wetter wohl auch auf ihren Zimmern hielten.

Es krampfte ihr etwas die Brust zusammen, als sie auf der Treppe stand, eine fürchterliche, quälende Angst — sie wußte selbst nicht wovon. Einen Augenblick durchfuhr sie der Gedanke, ob sie nicht Archangelo zurückrufen und mit ihm wieder in die einsamen Berge flüchten solle — aber nein — das war ja Wahnsinn! Der pflichttreue Mann hätte sie bei dem Wetter niemals hinaus in die Gefahren des Nebels und des Neuschnees geleitet.

Und vor was sollte sie sich auch hier unten fürchten? Es konnte ja kein Unglück geschehen sein und auch keines bevorstehen. Sonst wäre ihr doch oben auf dem Flur das hübsche Stubenmädchen nicht so unbefangen und mit seinem gewohnten freundlichen Lächeln entgegengetreten.

„Ist mein Vater glücklich wieder zurück?“ fragte sie die Italienerin, während sie sich von ihr den nassen Hut und Mantel abnehmen ließ, und die nickte: „Zawohl, der 'err Rat sei sehr vergnügt gestern habend nach 'aus gekommen!“

„Und — und die andern?“ forschte sie stockend.

„Das Mädchen bezog das auf Herrn Spieß, mit dem ja Martha von ihrer vorgezogenen Tour heimgekehrt war. „Zawohl! 'err Spieß siße hunten im Restaurant und trinke Bier.“

Martha bezwang ihre Ungebuld. „Herr Vultejus ist also auch da?“ sagte sie gleichgiltig, vor ihrem Zimmer stehen bleibend.

„'err Vultejus ist hauch da!“ Die Kleine öffnete ihr dienstfertig lächelnd die Thür, „her reißt erst morgen früh.“

„Her hat sich seinen heigenen Wagen bestellt,“ fuhr sie fort, da die Dame schweigend und reglos sie anstarrte, „haber vielleicht das Wetter wird besser und 'er bleibt noch hier paar Tage,“ fügte sie dann tröstend hinzu und ging.

Stunde auf Stunde verstrich. Martha saß, ohne sich zu bewegen, in dumpfem Staunen am Fenster. Draußen strömte der Regen auf die menschenleere Gasse, und sein Rauschen schien in ihrem Kopfe wiederzuhalten, daß sie keinen Gedanken zu formen, keinen Entschluß zu fassen vermochte.

Nur das eine sah sie immer wieder vor sich: das hübsche, von einem brennendroten Tuch umrahmte Gesicht des welschen Stubenmädchens, und das treuherzige Lächeln, mit dem die Kleine es als beiläufige Neuigkeit verkündete: Herr Vultejus reißt erst morgen früh! Er hat sich einen eignen Wagen bestellt!

Warum denn? Warum reiste er? Sie hätte das Mädchen bei den Händen fassen und in sie dringen sollen: „Warum reißt er? Sag' es mir, ist's wegen mir?“ Aber zugleich mit diesem Einfall schon lächelte sie bitter. Was wußte die Kleine? Die hätte nur ihre dunklen Augen erstaunt aufgerissen. Es ist doch nichts natürlicher, als daß ein Fremder im Gasthof schließlich einmal seine Rechnung verlangt und weiter zieht.

Zumal bei dem Wetter! Das goß und rauschte vom Himmel in unverriegelten Fluten, und kalt und traurig kroch die Nacht über die tiefenden Giebel.

Für einen Kranken ist solch eine Luft selbstverständlich schädlich. Da läßt er von seinem Diener die Koffer packen und fährt davon in Wärme und Sonnenschein und ahnt garnicht, was er hinter sich läßt — die verlorene Hoffnung eines armen Menschenlebens, die wie ein mutwillig geknickter Maienzweig sich schon wieder zum Verdorren senkte, ehe sie noch ganz ergrünt war.

Aber nein — er mußte es wissen! Das konnte keine Täuschung gewesen sein, was gestern sie beide so plötzlich und in ahnendem Schrecken umfing.

Sie wollte daran glauben! Sie ballte die Hände, sie raffte ihren ganzen Willen zusammen, um daran zu glauben, und schließlich gelang es ihr. Wer konnte auf das Gerede einer Stubenmagd so viel geben? Vultejus wollte vielleicht eine Spazierfahrt machen. Das war alles.

Und ruhiger geworden wechselte sie ihre Kleidung und ging hinunter in die Glasveranda, wo, wie vorgekern, die Gäste bei flackerndem Windlicht um die Tische saßen.

Sie wollte Gewißheit. Als sie herantrat und erst ihrem Vater und Herrn Spieß, dann Vultejus die Hand reichte, sah sie ihm voll ins Auge, als erwarte sie eine stumme Antwort.

Sein Gesicht selbst gab ihr Antwort. Es war bleich und erregt. Während er ihre Hand festhielt, öffneten sich seine Lippen, als wolle er ihr etwas sagen. Aber er schwieg und schaute nur aus seinen dunklen, traurigen Augen lange zu ihr empor.

Sie setzte sich neben ihn. Das Schlimmste war überstanden. Sie hatte die Gewißheit, daß sie sich gestern nicht betrogen, daß etwas Unausgesprochenes zwischen ihnen ruhelos auf- und niedermalte wie die Nebel oben über dem Schnee. Aber welche Form die Schattengestalt annehmen, wie und wann sie sich ihr offenbaren würde, das vermochte sie nicht zu erraten.

Man sprach von gleichgültigen Dingen, oder vielmehr Herr Spieß verbreitete sich mit naiver Inbrunst über allerhand teils schon erstiegene, teils noch zu bewältigende Kofeln und Bife. Der Rat hörte ihm mit verstohlenem Gähnen und dem Lächeln eines Gönners, Vultejus in müder Zerstreutheit zu. Und seine Nachbarin hatte Mühe, dem wie der Regen draußen dahinrauschenden Redestrom wenigstens so weit zu folgen, daß sie von Zeit zu Zeit mit sachverständigem Nicken beizustimmen vermochte.

Endlich merkte der eifrige Neuling des Alpensports, daß auch die Reize des Bergspießens nicht unerschöpflich sind. Er brach ab und schlug dem alten Herrn eine Kartenpartie vor. Und Gott sei Dank — Marthas Herz hämmerte — nach einigem unschlüssigen Paffen und Hüpfeln stimmte der Rat bei. Er ging mit dem andern in das Haus zurück. Die beiden waren allein.

Sie wollte nicht erst das beklommene Schweigen aufkommen lassen, das mehr als alles andre eine nachfolgende Verständigung erschwert und die schon zum Austritt bereiten Gedanken, vielleicht für immer, in das geheimnisvolle Labyrinth zurückscheucht, in dem sie werden und vergehen. „Warum reisen Sie ab?“ fragte sie ruhig und mit fester Stimme.

Er fragte nicht, woher sie das wußte. Er gab ihr überhaupt keine unmittelbare Antwort. Ein schmerzliches, irrendes Lächeln, ganz anders als der Zug geduldiger Heiterkeit, der ihm sonst eigen war, zitterte um seine Lippen, bis er sich endlich zu reden entschloß.

„Jedenfalls wäre ich nicht abgereist, ohne Sie vorher zu sehen,“ sagte er endlich, und sie zuckte krampfhaft zusammen unter seinen Worten, die ihre schlimmste Befürchtung bestätigten, „und Ihnen den Grund zu sagen!“

„Und was ist der Grund?“ Ihre Stimme klang ihr unheimlich, als rede neben ihr ein anderer Mensch.

Vultejus schaute hinweg. „Erinnern Sie sich, was Sie gestern sprachen?“ murmelte er. „Von der Schönheit, die alles neben sich verblasen macht, die alle Männer sich unterthan macht — als ein Gaukelspiel, eine plumpe Falle der Natur, die man durchschau und in die man sich doch wissenlich, mit sehenden Augen hineinstürzt. Nun — sehen Sie mich an: ich bin ein solches Opfer der Schönheit — ein Sklave der Schönheit — ein verblendeter Mensch, der seine Schwäche, seine unselige Leidenschaft einseht — und ihr doch nicht enttrinnen kann.“

Martha atmete schwer. Sie fing an zu begreifen. „Weshwegen glauben Sie denn, daß ich mich in diesem elenden Erdenwinkel verkrieche?“ fuhr Vultejus fort, „ich habe ein Schloßchen am Rhein, ein Herrschaftshaus auf meinen Gütern, ich habe für den Winter ein Landhaus bei Florenz — ich habe alles, was ein Mensch sich wünschen kann, und flüchte mich in dies schmutzige, weltentlegene Tiroler Wirtshaus. Und der, vor dem ich fliehe, das bin ich selbst!“

Die beiden schwiegen eine kurze Weile. „Ich weiß nicht, wie Sie es auffassen,“ hub der Kranke wieder an, „es ist ja eigentlich komisch, daß ein wildfremder Mensch Ihnen plötzlich erzählt, daß er eine Ihnen ebenso Unbekannte leidenschaftlich und unglücklich liebt. Aber ich hatte seit gestern die Empfindung, als sollte ich Ihnen das sagen und dann von hier abreißen, so bald wie möglich.“

Die neben ihm zwang sich zu einem bitteren, für sein Vertrauen dankenden Lächeln. „Also sie ist so schön?“ fragte sie. Er nickte nur.

„Zeigen Sie mir Ihr Bild!“ Ihre Stimme klang rauh, halb wie ein Befehl.

Vultejus zögerte einen Augenblick, dann reichte er ihr schweigend ein aufgeklapptes Portefeuille, das er seiner Brusttasche entnommen. In dunklem Lederrahmen schaute daraus ein Kopf, ein sehnsüchtiger, schwermütiger Engelskopf, von regellosem Lockengewirr umflutet.

Mit kalter, feindseliger Neugier nahm sie die reizenden Züge in sich auf. Ein letztes, krampfhaftes Hoffen legte ihr, während sie das Bild zurückgab, eine Frage auf die Lippen.

„Und sie — sie ist verheiratet?“

Vultejus lachte kurz auf. Ein Zug von Verachtung, von Widerwillen ging über sein leidendes Gesicht. „Sie ist unvermählt,“ sagte er, „sie wartet, geduldig lächelnd wie eine Heilige, auf meine Millionen! Mich muß sie dabei freilich mit in Kauf nehmen und wird es, ohne sich je mit einem Worte zu verraten, wohlherzogen und liebenswürdig thun, wenn — ja wenn ich einmal so weit bin — wenn ich den Heißhunger nach Schönheit nicht mehr stillen kann und alles andre darüber vergesse.“

Sie stand auf. „Sie haben ganz recht,“ sagte sie kalt, „man schmückt ja seine Wohnung mit Statuen und Bildern, warum nicht auch mit einem lebenden Menschen? Und Sie haben es besser als ich! Sie können sich für Ihr Geld die

Schönheit kaufen. Ich nicht. Ich muß mein Päckchen Häßlichkeit durchs ganze Leben tragen.“

Er strebte ihre Hand zu ergreifen. „Ich wollte Ihnen nicht weh thun!“ sprach er in leisem, bittendem Ton.

Sie vermied seine suchende Rechte. „Und wenn es weh thut! Das sind die heilsamsten Kuren! Und nun — leben Sie recht wohl und gute Reise!“

Er schaute traurig zu ihr auf. „Sehe ich Sie morgen früh nicht mehr?“

Sie blickte über ihn hinweg in die Nacht hinaus, wo undeutlich hoch am Himmel ein weißlicher, dreieckiger Fleck sich von den Schatten der Nacht abhob. „Ich glaube nicht!“ sagte sie kalt. „Die Luft klärt sich auf. Die Firnschneeflocken kommen dort heraus. Da werde ich wohl vor Tag und Tau in die Berge wandern. Also — wenn wir uns nicht mehr sehen sollten: Gute Nacht!“ Damit verließ sie die Veranda.

(Fortsetzung folgt.)

Wintertraum.

Nachdruck verboten.

Ein Traum geht durch das Heideland,
Das schläft im weißen Gruftgewand,
Ein süßer Hoffungsstraum;
Er spricht von Sagen hold und klar,
Wo's Frühling war, wo's Frühling war;
Die Heide atmet kaum.

Ein Ahnen zittert durch die Luft,
Wie Lenzeshauch, wie Lenzesduft,
Der Zukunft Widerschein:
Bald lücht des Winters Totenlicht,
O frene dich und Klage nicht,
's wird wieder Frühling sein!

Ein Traum geht durch die starre Brust,
Ihr selber leiße nur bewußt,
Wie Engelsharfenklang,
Ein Traum von Liebes in Grabesnacht,
In Winterschnee das Herz erwacht
Mit scheuem Sehnsuchtsdrang.

Ein Ahnen zittert durch die Luft,
Wie Lenzeshauch, wie Lenzesduft,
Bethörtes Herz, schlaf ein.
Dies bleibt ein Traum nur, glaub' ihm nicht:
Schließe einmal du im Winterlicht,
Wird's nie mehr Frühling sein.

Edith Gräfin Salzburg.

Was ist Chic?

Plauderei von Carry Brachvogel.

Nachdruck verboten.

Es war auf einem jour; auf einem langweiligen jour. Von den dreißig Anwesenden konnten höchstens drei oder vier als interessant gelten. Die übrigen waren nur Beigabe für diese wenigen, so wie etwa das Füllsel in der Galantine liebevoll das glorreiche Stückchen Gänseleber umschmiegt. Die meisten würden auf das Füllsel verzichten und die Leber allein essen. Aber dann wär's ja keine Galantine mehr! Grade so wie der jour mit drei oder vier Personen kein jour mehr wäre. Wenigstens kein jour, von dem geredet wird, auf den die Hausfrau mit edlem Pharisäerstolze zurückblicken kann.

In dem großen Salon scharte sich alles zusammen. Jeder Versuch, das anstoßende Kokoschmollwinkelnchen mit Gästen zu bevölkern, war kläglich gescheitert. Wie die Herde sich beim Gewitter aneinander drängt, so die Menschen bei der Langeweile. Keiner mag dem grauen, dünnleibigen Gespenst allein begegnen. Die Massen fürchten es weniger. Und doch fällt es gerade diese am liebsten an.

Also man langweilte sich. Man stand in kleinen Gruppen beisammen, trank Tee, aß Brötchen und flüsterte, als läge ein Sterbender nebenan. Wenn einer einmal zufällig laut lachte, sahen ihn die andern schier vorwurfsvoll an. . . . Geräusch wurde auch. Aber die schlanken Cigaretten verpufften nicht stink, übermütig, wie es in ihrem Temperament liegt. Nein, langsam, ernsthaft that man Zug um Zug, als erfülle man eine traurige Pflicht.

Endlich schälte sich die lustige, kleine Frau v. R. mühsam aus einem Knäuel biederer Plattheiten heraus. Sie trat auf jenen jungen Schriftsteller zu, dessen Name allen Redaktionen wohlbekannt ist. Er gehört nämlich zu den zurückgewiesenen Autoren der vereinigten deutschen Bundesstaaten.

„Herr Doktor!“
„Gnädigste Frau!“
„Es belauscht uns doch niemand?“
„Soviel ich beurteilen kann, niemand.“
„Dann habe ich eine Bitte an Sie.“
„Befehlen Sie!“
„Bitte, kompromittieren Sie mich!“
„Mit dem größten Vergnügen! Sogleich oder später?“
„Sogleich!“
„Schön. In welcher Weise wünschen gnädige Frau kompromittiert zu sein? Soll ich Ihnen kniefällig eine Liebeserklärung machen?“

„Das wäre nicht originell.“
„Soll ich behaupten, Sie seien eine unmoderne Frau?“
„Das glaubt man Ihnen nicht.“
„Soll ich erzählen, daß Sie bei der letzten Residenztheaterpremiere geweint hätten, statt den Autor auszulachen?“
„Ich will kompromittiert, nicht aber böswillig verleumdet werden!“

„Gnädige Frau, je suis au bout de mon latin, wie der Deutsche sagt. Seien Sie gütig und lenken Sie selbst meine rührend unerfahrenen Schritte dem erhabenen Ziele zu, das Sie mir gesteckt.“

„Setzen Sie sich mit mir hinaus ins Schmollwinkelnchen!“
„Genügt Ihnen das, um sich kompromittiert zu fühlen?“
„Ich denke — ja. Es wird ein klein wenig Aufsehen machen. Und ein klein wenig Aufsehen ist schon halb kompromittiert.“

„Ihr Wunsch ist mir Befehl — ein süßer Befehl.“
„D, Doktor, wie anspruchslos wird man im Lauf der Tage, hauptsächlich wenn diese Tage jours heißen . . .“
Doch nicht lange saßen sie allein in dem Nestchen. Heimlich löste sich manch einer von drinnen los, krySTALLisierte sich hier an. Bald floß im Salon nur noch das verlassene Füllsel weichlich ineinander. Im Schmollwinkelnchen aber fanden sich endlich die Leckerbissen.

Zuerst eine Pause, so wie man wohl nach gemeinsam überstandenen Mühen einander wortlos in die Arme sinkt. . . . Allmählich erst entwickelte sich das Gespräch. Man plauderte vom Theater, vom Reichstag, von Verlobungen, von Röntgenstrahlen, von Standälchen, von Litteratur, vom Haushalt, von „Morituri“, von der Goldwährung, von Kindererziehung, von der „Verunkelten Glocke“ und von der amerikanischen Präsidentschaftswahl. Die Unterhaltung nahm sich aus wie eine schwedische Schüssel. Alles sah hübsch aus, war mundgerecht bereitet und immer nur ganz wenig von jedem Gericht — denn natürlich hat jeder einen andern Geschmack. Der eine schwärmt für Helgardinen, ein zweiter für Mac Kintley, und einem dritten wäre sein Erstgeburttsrecht für eine sensationelle Premiere feil.

In dieses Unterhaltungsmosaik hinein fiel da mit einemmal das Wort „chic“. Wer's zuerst gesprochen, für wen man es hergeholt, das wußte man bald nicht mehr. Nur die Silbe blieb, von dem kleinen Kreis anmutig hin und hergeschleudert wie ein Fagball. . . .

„Chic, chic! Was heißt eigentlich chic?“ fragte da die kleine Frau v. R. „Wir alle sagen es und wissen, was wir damit meinen. Nun wollen wir's aber einmal festhalten und sezieren. Lieber Doktor, was ist chic?“

„Chic? — Das sind Sie, gnädige Frau!“
„Hübsch gesagt! Aber die Frage sollte nicht auf ‚wer‘, sondern auf ‚was‘ antworten. Sie steht also noch offen. — Mein gnädiges Fräulein, denken Sie ein wenig nach: was ist chic?“

„Mein gnädiges Fräulein“ war die Heroine des Hoftheaters und eine Schönheit. Sie hatte es also garnicht nötig, sich mit Nachdenken zu plagen. Ihrem klassischen Gesicht sah man auch den Unmut ob dieses Anfinnens deutlich an. Sie erwiderte denn nur sieghaft-beiläufig: „D . . . chic! Das ist doch ganz einfach. Chic . . . chic . . . nun ja, chic ist man eben, wenn man chic hat!“

„Sehr richtig, mein Fräulein! Und wann hat man chic?“
„Wenn man sich seine Kleider aus Paris von Redferne oder Paquin kommen läßt!“
„Dann hat man Geld! Und Redferne und Paquin liefern den Geschmack. Aber wo bleibt der chic?“

Die blonde Frau M. richtete sich aus ihrer nachlässigen Stellung ein wenig auf. Sie postierte gern auf die Salondame aus der Sardouischen Sittenkomödie. Zu diesem Zweck vorausgabte sie „zufällige“ mots, die sie sich auf einamen Spaziergängen mühevoll ausbachtete. „Chic? Das ist die Dreifaltigkeit: Jugend, Schönheit und Eleganz in einer Person!“

„D nein! Jugend und Schönheit haben nichts mit dem chic zu schaffen! — Meine Herrschaften! Noch immer bleibt die Frage unerledigt: was ist chic?“
Der zurückgewiesene Dichter war nachdenklich geworden. „Chic! Das scheint mir heitere Harmonie mit dem Reiz des Zufälligen.“

„Und des Persönlichen! Denn es giebt doch nichts Persönlicheres als den chic!“ erwiderte Frau v. R.
„Sehr richtig, gnädige Frau!“

„Also fassen wir zusammen: chic ist heitere Harmonie mit dem Reiz des Zufälligen und des Persönlichen. Das ist recht hübsch, obgleich es ein wenig schwer klingt! Und da fällt mir ein — Hans Hopfen hat den chic besser definiert.“

„Daran zweifle ich nicht.“
„Er nennt ihn ‚die Grazie auf einem Bein‘!“
„Sehr fein! Aber hier ist Hopfen noch persönlicher als fein Gegenstand. Es giebt gar viele Leute, die ‚chic‘ sind, ohne daß sie deshalb mit ‚der Grazie auf einem Bein‘ die leiseste Ähnlichkeit hätten —“

„D! Männer vielleicht.“
„Sie sagen das so verächtlich, Gnädige. Sind die Männer vom chic ausgeschlossen?“
„Beinahe. Ein Mann, der chic hat, ist doch eigentlich nicht chic!“

„Leider denken die meisten guten Deutschen so! Ist das aber auch Ihre persönliche Ansicht? Halten Sie den Mann mit dem gutstehenden smoking und dem neuesten Parfüm von vornherein für einen Idioten oder einen Hochstapler?“
„Aber, Doktor, Sie werden schroff —“
„Wie Frauen, wenn sie Männer beurteilen!“

„Also sei's drum: ich revozieren. Ihr edles Geschlecht habe teil am chic! Aber lassen wir trotzdem die Männer jetzt aus dem Spiel. ‚Chic‘ — dazu denkt man sich eben doch immer eine Frau.“

„Es heißt aber ‚le chic‘ und nicht ‚la chic‘!“
„Ich sagte Ihnen doch eben, man denkt sich eine Frau dazu! Zu dem männlichen ‚chic‘ gehört die weibliche Begleiterin, der er sich huldigend zu Füßen legt.“

„Gnädige Frau, ich staune Sie an.“
„Pas de quoi! Chic, chic, meine Herrschaften, was ist chic? Die neueste Preisfrage! Das neueste Dekameron — salonsfähig, wohl gemerkt, das hundertmal erzählen soll, was chic eigentlich ist!“
Die Schönheit raffte sich noch einmal auf. „Chic ist eine Toilette, von der jeder, der sie sieht, sagen muß: ‚nein, wie reizend!‘“

„Das wäre wohl eher Konvention als chic!“ erwiderte Frau v. R. schlagfertig. „Ja. Und chic ist auch garnicht immer eine ganze Toilette. Eine Schleife kann ihn geben, und eine Müsche kann ihn nehmen. — Doktor, haben Sie immer noch nicht ausgeklügelt, was chic ist?“
„Nein, noch nicht ganz, gnädige Frau. Oder vielleicht doch: chic, das ist der Stil der Frau.“
Die Sardouistreberin sah ihn neidvoll an.
„Glauben Sie, daß man diesen Stil üben und verfeinern kann?“ fragte die kleine Frau v. R. wieder.

„Gewiß. Aber es gehört doch wohl ein gut Teil natürliche Begabung dazu — wie zum Stil der Sprache auch. Aber hier wie dort ist erste Regel: möglichst klarer und scharfer Ausdruck des Gedankens!“

„Des Gedankens? Glauben Sie, Doktor, daß jede Toilette einen Gedanken hat?“

„Es muß ihr doch immer einer zu Grunde liegen, nicht?“

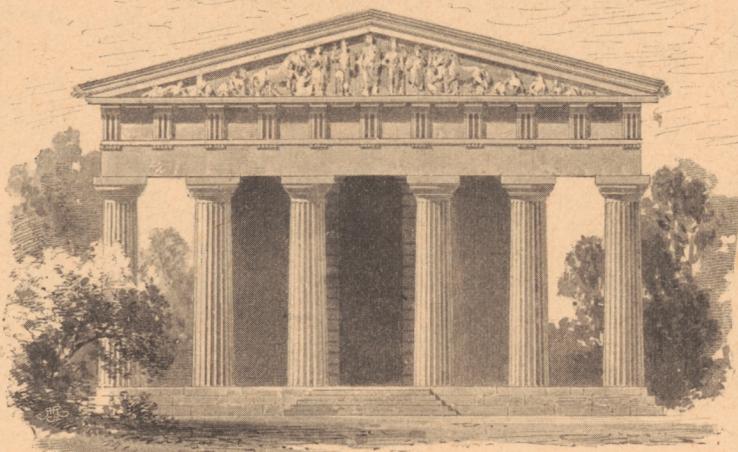
„Ein Gedanke —“ wiederholte die Schönheit sinnend, als öffnete sich ihr ein völlig neuer Gesichtspunkt.

„Nun ja, so gut wie jeder englische Thronfolger, bekennt auch jede Toilette ‚ich dien‘. Ich dien' einem besondern Zweck, einem besondern Gedanken. Entweder der Besuchsstunde oder dem Reiten oder dem Tanzen oder der Arbeit. Und diesen Daseinszweck, diesen Gedanken soll sie so kräftig wie nur möglich ausdrücken!“

„Doch ohne die Grenzen des Schönen zu verlassen, nicht, Doktor?“

„Freilich, gnädige Frau, Toilettennaturalismus ist gleichbedeutend mit Geschmacksvernichtung.“

„Ja, ja! Aber bei Regenwetter soll eine Dame doch schon auf zehn Schritt Entfernung ‚wasserdicht‘ aussehen?“



Hellenischer (dorischer) Baustil: Tempel des Zeus in Olympia.

Ueber Baustile.

Von Georg Busch.

Hierzu neun Originalzeichnungen von Prof. G. Theuertauf. Nachdruck verboten.

Als Baustil gilt die in verschiedenen Zeiten und bei verschiedenen Völkern herrschende Besonderheit in der Anlage und im Schmuck der Bauwerke, sodas sich auf Grund der Kenntnis dieser Besonderheit Herkunft und Alter eines Monumentes bestimmen läßt. Ungemein reich an solchen Stil-epochen ist das Abendland. Einen kurzen Ueberblick über sie zu geben, soll in den nachfolgenden Ausführungen versucht werden.

Fern im Altertum erscheint als der edelste der hellenische Stil, und zwar in seinen beiden älteren Arten, der dorischen und der ionischen, von denen diese durch das Erechtheion, jene durch das Parthenon und den Tempel des Zeus gekennzeichnet wird, sowie in der jüngeren korinthischen, die in dem choragischen Monument des Lykiskates in Athen und in den Resten der Tempel des Apollo Didymaeos bei Milet und des Tempels zu Eleusis vorzüglich

Für die Ware der Fünzigpfennigbazars habe ich nie etwas übrig gehabt! —

Die Schönheit und die Sardou-dame hatten sich längst heimlich davongemacht. Auch die kleine Frau v. R. empfahl sich jetzt, und der zurückgewiesene Autor geleitete sie nach Hause. Hurtig lief sie durch die leise niederfallenden Schneeflocken dahin. Die weißen Glitzersternchen schmiegt sie um ihre kleine Pelzmütze, verbrämten ihre wolliche Jade, legten schimmernde Diademstreifen um ihre blonden Locken...

„Gnädige Frau, Sie sehen aus wie ein Weihnachtengel aus der ‚Gartenlaube‘.“

„Wie der Weihnachtengel der hellenischen Schönheit?“

„O nein! Denn die wird uns nicht wiedergeboren!“

„Kommen Sie, Doktor, werden Sie nicht schwermütig! Wir wollen bald wieder einmal plaudern, ja?“

„Mit dem größten Vergnügen! Bei Ihnen?“

„Bei mir! Sie sollen mir noch mehr erzählen von der heiteren Harmonie mit dem Reiz des Zufälligen und des Persönlichen!“ — „Gern.“ — „Vielleicht übermorgen? Five o'clock... tea-gown... toc-toc...“

„Und ungeladen wird sich uns ein Dritter zugesellen...“

„Und das wäre —?“ — „Der chic.“



Altromischer Kuppelbau: Pantheon in Rom.

„Ganz richtig! Und im Ballkleid muß sie einer Fee gleichen, bei einer Schlittenfahrt den Reiz aller russischen Großfürstinnen erregen. Wenn sie tennis spielt, will ich beim Anblick ihres lojen Gewandes freier, voller atmen können. Und ihr tea-gown soll die Behaglichkeit ausstrahlen, die sie selber empfindet, wenn sie Thee schlürft oder träumerisch Cigaretten dreht. Ihre hochbügigen Lackschühchen sollen mir erzählen, daß sie verführerisch ‚toc-toc‘ machen, und ihre bequemen, braunen Schnürstiefelchen, daß sie stundenweit mit ihnen laufen kann, ohne zu ermüden. Anregend muß die Toilette sein — sozusagen suggestiv: — ach, aber wie wenig Frauen verstehen es, suggestiv zu wirken! Die eine behält zu ihrer Theestunde das staubige, feste Straßenkleid an, die andre schmückt sich zum Ball mit einer hochschließenden Pelzverbrämung, und die dritte benutzt das Regenwetter, um eine alte Sammetjacke und einen abgenutzten Fieberhut vollends ‚aufzutragen‘ —“

„Armer Doktor! Und dann werden Sie nicht suggestiv angeregt?“

„Nein! Dann muß ich mir nur immer denken: ach, wie unbequem — wie heiß — wie geschmacklos!“

„Geschmacklos ist ein hartes Wort!“

„Wie das Vergehen, das es in meinem Fall bezeichnet! Es ist in der That unglücklich geschmacklos, sich bei schlechtem Wetter auch noch eigens schlecht anzuziehen.“

„Sie haben recht! Hier ist es geboten, durch den Gegensatz zu wirken!“

„Gewiß, gnädige Frau, und damit abermals suggestiv! Man verlernt es, den Regen als trübselig zu empfinden, wenn eine reizende Frauentoilette uns erzählt, daß er ihr und ihrem Reiz nichts anhaben kann.“

„Ich bin entzückt, lieber Doktor. Sie haben von der Kunst der Toilette eine bessere Ansicht als die meisten Männer.“

„Ein Barbar, wer sie mißachtet, sie und ihre fine fleur: den chic!“

„Aber es giebt auch Frauen, die sie gering schätzen. Kluge und bedeutende Frauen —“

„Aber keine Helleninnen!“

„Helleninnen? Doktor, kommen Sie zu sich! Sie haben sich um die Kleinigkeit von zweitausend Jahren verspätet! Sie befinden sich hier, im neunzehnten Jahrhundert nach Christi Geburt, auf einem abendländischen Völkerfest — ‚jour‘ genannt! Wo soll denn da eine Hellenin herkommen?“

„Doch, Gnädigste, es giebt noch Helleninnen unter uns. Das sind die klugen Frauen, die wohl erkennen, daß es ihnen beschieden ist, das letzte Fünftchen jenes brennenden Schönheitsgeföhls zu hüten, das Griechenland einst in hellen Flammen durchloderte. Das sind sie, die sich freudig bewußt sind, daß eine Toilette mehr bedeuten kann als Putz und Tand, und mehr verlangen kann als die Kritik einiger Modenarrinnen. Die Freude an der Farbenpracht, an der Erfindung, am Formwechsel — das ist es, was eine kluge Frau, eine moderne Hellenin in ihrer Toilette befundet! Und das Siegel, mit dem sie diese Urkunde versieht, das ist der chic!“

„Aber Doktor, das ist schon chic im höchsten Sinne!“

„Der einzige, der der Rede lohnt!“



Altchristliche Basilika: San Giorgio in Rom.



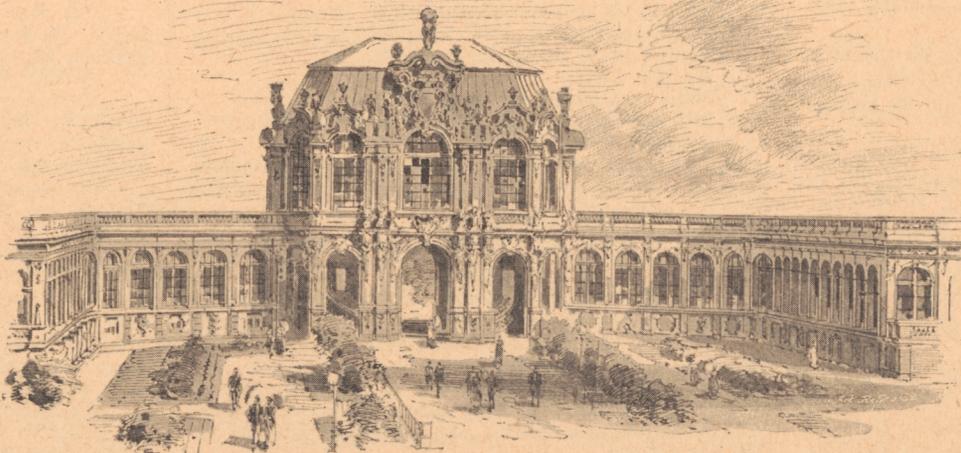
Romanischer Stil: Dom zu Bamberg.

zum Ausdruck gelangt. Das Prinzip dieser Stilarten prägt sich am schönsten gerade in den Tempeln aus und besteht vornehmlich in der oblongen Form der Kultgebäude, in der einfacheren oder reicherer Entwicklung der senkrechten Stützen, der Säulen und des horizontal auslaufenden, vielfach gegliederten Gebälkes, das in der Vorder- und Hinterfront mit dem Giebel abgeschlossen ist. Die Unterschiede in den Säulen dieser drei Stilarten bestehen in der gedrungenen oder schlankeren Form, in der einfacheren oder komplizierteren Behandlung der Basis und vornehmlich in der Gestaltung des Kapitells. Beim dorischen befindet sich unter der viereckigen Platte ein straff eingezogener Wulst, bei dem ionischen schneckenartig gewundene Voluten und bei dem korinthischen unter den sehr verkleinerten Voluten noch ein einfacher oder doppelter Kranz von Akanthusblättern. Akanthus wird ein Lieblingsmotiv der Ornamentik.

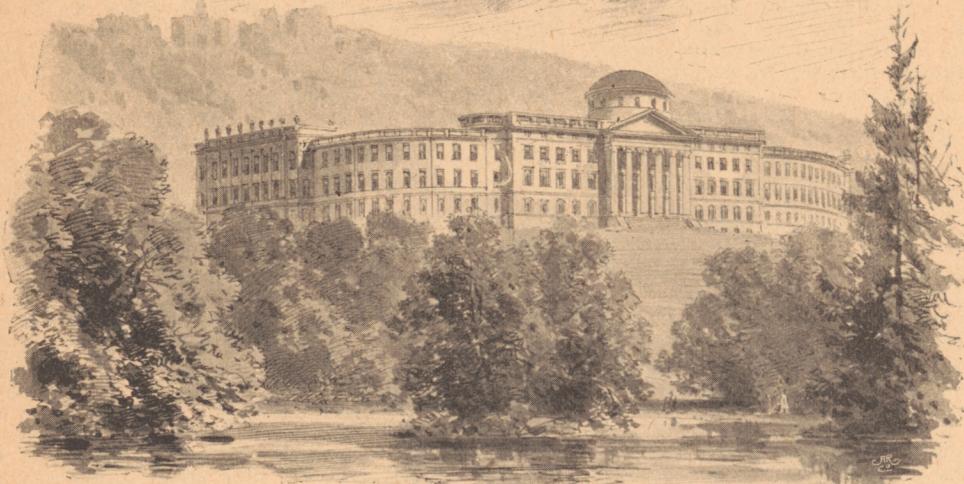
Diese drei Stilarten gehen auf die Römer über, welche sie ihren Bedürfnissen anpassen. Aus der dorischen bilden sie die toskanische Säulenordnung und aus der Verbindung der ionischen mit der korinthischen die sogenannte Kompositen-Ordnung. Ihr Drang nach reicherer Wirkung führt sie zu einer kräftigeren Ausbildung und Vorladung der Gesimse und zu einer ausgebehrteren Anwendung der Ornamente. Neu bildend gehen sie auch durch Verbindung der griechischen Säulen mittels des Bogens und durch Einführung des Gewölbebaues vor. In dem von Valerius von Ostia auf Geheiß des Agrippa, des Schwiegersohnes des Augustus, im Jahre 27 v. Chr. erbauten Pantheon zeigen sie bereits eine glänzende Durchführung des Kuppelbaues. Es gestaltet sich diese römische Bauweise in der späteren Zeit, wie beispielsweise am Diokletianspalast zu Spalato, an den Tempeln des Sonnengottes zu Palmyra und Heliopolis, zu einer geradezu barocken Keppigkeit.

Mit dem Sinken des Römertums wächst das Christentum empor. Anfänglich wird der Gottesdienst der jungen Gemeinde in der Verborgenheit der Katakomben gehalten. Als die Gemeinde keinen Verfolgungen mehr ausgeht ist, baut sie öffentliche Gotteshäuser — in Anlehnung an den heidnischen Tempel entwickelt sich die altchristliche Basilika mit dem breiten Mittelschiff und zwei halb so breiten, niedrigen Seitenschiffen, diese von jenem getrennt durch Säulen, später durch Pfeiler. Am Ende des Mittelschiffes wird zur Aufnahme des Altars und des Bischofsstuhles samt der für die Geistlichkeit bestimmten Sitze ein halbkreisförmiger Raum, die Apsis, und vor der Schmalfront des Baues ein von Säulenhallen umgebener Vorhof, das sogenannte „Paradies“, angefügt, dessen Mitte der Brunnen einnimmt. San Maria Maggiore in Rom mögen aus der Reihe dieser Bauten hervorgehoben werden. Auch Zentral- und Kuppelbau, für die das Pantheon schon ein Vorbild gab, werden weiter ausgebildet, und zwar am vollendetsten in Byzanz in der von Anthenios von Tralles und Isidor von Milet während der Jahre 532 bis 537 erbauten Sophienkirche (siehe „Bazar“, Jahrgang 1896, S. 65), deren Kuppeldurchmesser hundert Fuß beträgt. Die Längsrichtung der Basilika ist hier mit dem Zentralbau verbunden.

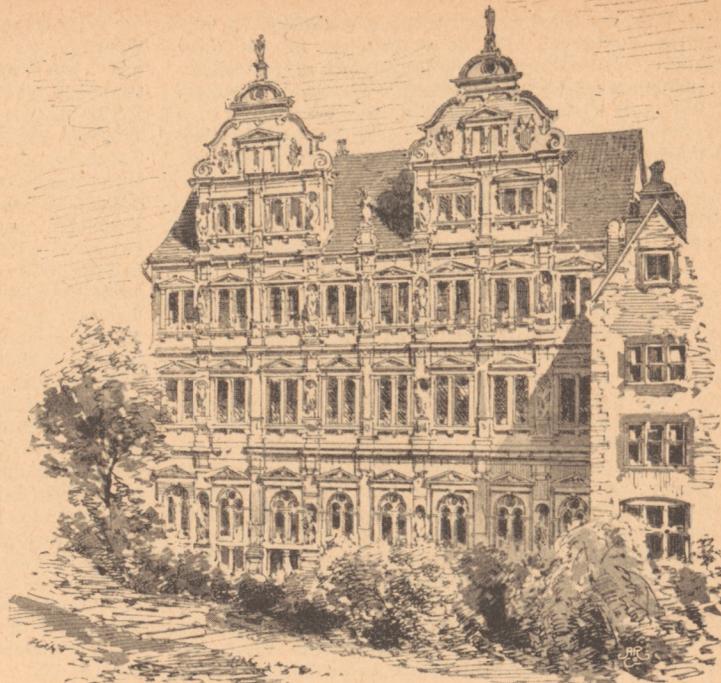
Aus dem eigentümlichen Gepräge der byzantinischen Kunst entwickelt sich die armenische und russische Baukunst, sodas



Kokokostil: Mittelbau des Zwingers in Dresden.



Empirestil: Schloss Wilhelmshöhe bei Kassel.



Renaissancestil: Der Friedrichsbau des Heidelberger Schlosses.

Byzanz als die Quelle erscheint, aus der die Kirchenbaukunst der griechisch-katholischen Welt geschöpft hat. Von den Byzantinern holen sich auch Mohammedaner ihre Muster, diese in einer den Bestimmungen ihres Gottesdienstes entsprechenden, ungemein phantastisch wirkenden Art umformend. Erinnert sei an eine der höchsten Leistungen des Islam, jenen Wunderbau der Alhambra in Granada, den die spanischen Mauren im dreizehnten Jahrhundert begannen und dessen herrlichsten Raum die Abencerragenhalle mit ihren originellen und malerisch wirkenden Stalaktitengewölben bildet.

Etwa im zehnten Jahrhundert entwickelt sich in der abendländischen Kirche der romanische Baustil. Er geht hervor aus der altchristlichen Basilika. Das Gotteshaus erhält durch Einfügung eines Querschiffes die Form eines lateinischen Kreuzes. Zwischen Querschiff und Apsis wird noch ein quadratischer Raum eingefügt, unter dessen Fußboden die gewölbte Krypta, der Begräbnisplatz der Stifter des Heiligtumes, gebaut wird. Der als „Campanile“ bezeichnete Turm, der bei den italienischen

Dem Laien erschienen als vornehmste Kennzeichen des gotischen Stils das schlanke Aufstreben der Pfeiler und Türme, der Abschluß der Turmhelme und Fialen mit Kreuzblumen, die konsequente Anwendung des Spitzbogens, die spigen Giebelfelder, die sogenannten Wimperge über den Fenstern, die Pfeilerbündel im Innern und die Umschließung des Chores mit Kapellen. Im Ornament ist vom antiken Akanthus, der schon im romanischen Stil merklich in den Hintergrund trat, keine Rede mehr: heimische Pflanzen werden meisterlich stilisiert und aus geometrischen Konstruktionen das Maßwerk gebildet. Dem Innern der Kirchen giebt man reichen Farbenschmuck, wie denn auch die zum Schmuck verwendeten Statuen farbig behandelt werden. Als hervorragendstes Material wird zum gotischen Bau der Haustein und wo dieser, wie im nördlichen und östlichen Deutschland, nicht zu haben ist, der Backstein verwendet. Der blühende Zustand der Städte verhilft auch der bürgerlichen Baukunst zur größeren Entfaltung ihrer Kräfte: Rathhäuser, Kaufhallen, Junfthäuser, Spitäler und zahlreiche Wohnhäuser entstehen. Diese Wohnhäuser sind schlicht gehalten, besitzen steile Dächer und demgemäß den nach der Straße gerichteten, steilen, gewöhnlich getreppten Giebel in mehr oder weniger reicher Anordnung und in der Regel im Mittelgeschoß einen Erker.

In Italien hält sich nun der gotische Stil bis etwa 1420, dann aber setzt die Frührenaissance ein, und zwar mit der Wiederaufnahme römischer Bauformen und Ornamente, wie sie die Ruinen und noch erhaltenen Römerbauten der „ewigen Stadt“ und der übrigen Städte Italiens als Beispiele boten. Man wollte wieder national werden und knüpfte daher, die Gotik als eine fremde Pflanze verwerfend, bei den Leistungen der eigenen Vorfahren an. Reizvolle Werke hat diese Periode, deren Hauptvertreter die Baumeister Filippo Brunelleschi, Leon Battista Alberti und Michelozzo Michelozzi sind, geschaffen. Die Kuppel von St. Maria del Fiore und der Palazzo Pitti mögen als bedeutendste Bauwerke des ersten genannten und die

Kirche S. Francesco zu Rimini als das bedeutendste des zweitgenannten Künstlers hervorgehoben werden. Die alten Säulenordnungen, die dorische, ionische, korinthische, toskanische und die Kompositenordnung, gelangen wieder zur Anwendung. Eine Fülle neuer, ornamentaler Motive entstehen, unter denen Akanthus in vielfacher Umwandlung und Lorbeer einen besonders breiten Raum einnehmen. Reicher figuraler Schmuck in Reliefs, freistehenden Statuen und Cherubinköpfchen tritt hinzu. Die besten Bildhauer treten in den Dienst der Architektur.

Vom Jahre 1500 bis etwa 1580 rechnet man dann die Zeit der Hochrenaissance, als deren glänzendste Vertreter Bramante, Antonio und Giuliano di San Gallo, Michelangelo, Sammicheli und Andrea Palladio zu nennen sind. Aus der Fülle der Bauten möge nur der Umbau der zu Zeiten Konstantins erbauten Petersbasilika zum gewaltigen, fuppelgeschmückten Petersdom hervorgehoben werden. Aber neben den Kirchenbauten treten ganz besonders die Palast- und Villenbauten in den Vordergrund. Die Fassaden erhalten eine treffliche Gliederung durch Simse und Pilaster, einen schönen Abschluß durch das Hauptgesims mit der darüber gesetzten Baluster-Artika und die Fenster vielfach kleine Giebelüberdachungen. Von dem Ornament wird im Gegensatz zur Frührenaissance ein etwas sparsamerer Gebrauch gemacht. Groß und gewaltig ist, wie man weiß, auch die Thätigkeit, welche die Schwesterkünste, Malerei und Plastik, während der Zeit der Renaissance in Italien entfalten. Es war die Blütezeit der Kunst.

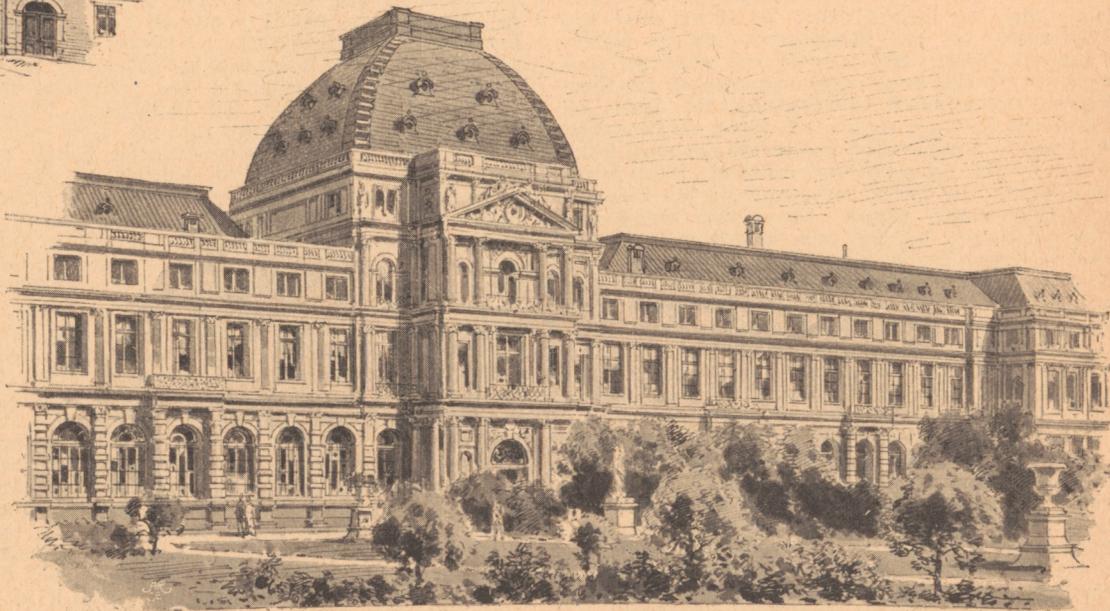
Deutschland folgt der Renaissancebewegung etwa vom Jahre 1520 ab. Dann beginnt das „Antikische“, wie Dürer sagt, die Oberhand zu gewinnen, um sich bis zum dreißigjährigen Kriege zu behaupten. Das edelste Werk dieses Stils sind der Otto-Heinrichs- und der Friedrichsbau des Heidelberger Schlosses. Im Ornamentalen unterscheidet sich die deutsche von der italienischen Richtung sehr wesentlich. Jene stellt sich unter den Einfluß der Kleinmeister, die durch den Kupferstich eine Fülle von Motiven für das Handwerk verbreiten. Aber diese Motive sind meist nur für Metall berechnet und eignen sich zur Ausführung in Stein oder Holz nur in sehr beschränktem Maße. So sieht man denn vielfach ausgeschnittene und an den Enden aufgerollte Blech- oder Lederstücke, vielfach mit andern Zierstücken durchflochten und mit aufgelöteten Maskarons versehen, in Stein und Holz nachgeahmt. Das ist eine Schwäche der deutschen Renaissancebaukunst. Die Stärke der deutschen Renaissance liegt denn auch vornehmlich in den Kleinplastiken. Nichtsdestoweniger erscheint das deutsche Bürgerhaus in der reizvollsten Behandlung. Die reiche Ausschmückung des Giebels,



Gotischer Baustil: Das Straßburger Münster.

Basiliken des sechsten und siebenten Jahrhunderts isoliert stand, wird in die Anlage hineingezogen und gewöhnlich über dem zum Mittelschiff führenden Hauptportal errichtet. Anfänglich sind die romanischen Kirchen flach gedeckte Basiliken, später aber erhalten sie Kreuzgewölbe. Charakteristisch sind die Rundbogen für die Fensteröffnungen und für die Verbindung der Säulen, ferner die Säulen selbst mit ihrem kurzen, gedrungenen, runden Schaft und der Würfelform des Kapitells. Im Ornament spielen, neben Blatt- und Blütenwerk, bandartige Verschlingungen, Schuppen-, Schachbrett- und Arabeskenmuster in flachem Relief eine Rolle. Als vortreffliche Beispiele des deutsch-romanischen Stiles können die Dome von Bamberg, Trier, Mainz, Speyer, Bonn, Worms und Limburg a. d. Lahn gelten.

In Frankreich tritt aber bereits um die Mitte des zwölften Jahrhunderts anstelle des romanischen der gotische Stil. Er findet auch zu Anfang des dreizehnten Jahrhunderts Eingang in die übrigen katholischen Länder. In Deutschland baut man die stolzen gotischen Münster, unter ihnen als die gewaltigsten jene zu Köln und zu Straßburg. Eins der schönsten Werke Frankreichs ist die Kathedrale zu Amiens, erbaut von 1220 bis 1288. Auch sind zu nennen jene zu Soissons, Chartres, Reims und Notre Dame in Paris. In Italien wird im Jahre 1386 der Mailänder Dom, das glänzendste Werk der italienischen Gotik, begonnen. In England sind besonders bemerkenswert die Kathedrale von Canterbury, Salisbury und Gloucester, in Spanien die Kathedrale von Toledo und in den Niederlanden die Kathedrale von Tournai und Antwerpen. Machtvoll wie ihre Außen- ist auch ihre Innenwirkung.



Barockstil: Die ehemaligen Tuileries in Paris.

die Gliederung mit Pilastern, der hübsch geschmückte Erker und die stattliche Ausbildung des Thores vereinigen sich, wie beispielsweise an vielen Häusern Münchbergs und anderer Städte Süddeutschlands, zur schönsten Wirkung. Grundzug im Innern dieser Häuser ist wohlthätige Behaglichkeit und Solidität.

Nachdem der dreißigjährige Krieg beendet ist, hat sich die Renaissance in Deutschland ausgelebt, und man giebt sich der Willkür des Barockstils hin, der in Italien seinen Anfang genommen und dort in Lorenzo Bernini (1598 bis 1680), dem Erbauer der Kolonnaden des Petersplatzes zu Rom, und Francesco Borromini (1599 bis 1657) bedeutende Vertreter fand. Das Geschweifte in den Linien nimmt in Gesimsen, Säulen, Giebeln und selbst in der Grundrißanordnung zu, und im Ornament äußert sich das Bestreben, recht massig und kräftig zu wirken. So erhalten denn die Bildungen aus Marmor einen schweren Charakter. Palmwedel und Stoffgehänge spielen ebenfalls eine bedeutende Rolle in der Verzierung. Im ganzen genommen erstreckt der Barockstil eine malerische und doch imposante Wirkung, ganz entsprechend dem Bombast der Allongeperücke. Das Tuilerienschaß in Paris, von Heinrich IV. und Ludwig XIV. erbaut und i. J. 1871 zerstört, sowie das von Manjart (1646 bis 1708) erbaute Schloß zu Versailles sind für jene Richtung bezeichnend. Ebdem im Detail giebt sich das von Schlüter erbaute Berliner Schloß.

Nach Ludwig des Vierzehnten Tode klingt auch der Barockstil in das feinere und zierlichere Rokoko aus. Das Geschweifte hat noch mehr zugenommen, das Rahmenwerk zur Gliederung der Wände spielt eine Rolle. Ovale Kartuschen, also Schilder, in Verbindung mit gestammtem und grottiertem Werk, beherrschen die gesamte Ornamentik. Grazie und Kofetterie drücken dem Rokoko den Stempel auf. Der Mittelbau des Zwingers in Dresden ist im Rokokostil erbaut.

Als sich in der Mitte des vergangenen Jahrhunderts gegen die allzu große Geziertheit dieses richtigen Porzellanstils eine Reaktion geltend macht, entsteht in Anlehnung an römische Denkmäler der Zopf, aus dem sich unter dem ersten Kaiserreich das strengere Empire entwickelt, den das Schloß Wilhelmshöhe bei Kassel zeigt. Klassische Ornamentmotive spielen wieder eine Rolle, und insbesondere sind Marmor und Mäander auf neue zu Ehren gelangt.

Schinkel führt dann in Berlin, indem er die von Sturatt und Nevetz zum erstenmale vermessenen griechischen Denkmäler in Athen als die wirklich großartigsten und bedeutendsten Werke des wahren Hellenismus erkennt, eine neuklassische Periode in der Architektur herbei, die sich an jene griechische Hinterlassenschaft anlehnt. Das Berliner Museum mit seiner ionischen Säulenhalle ist für Schinkels Bauweise bezeichnend. Ihm gegenüber stellte sich eine neugotische Schule, welche unter Karl Heideloffs Vorgehen die dem deutschen Geiste mehr entsprechende Gotik wieder zu Ehren bringen wollte.

Und in unsern Tagen? Wir huldigen in der bürgerlichen Baukunst der Renaissance, dem Barock und Rokoko, in der Kirchenbaukunst aber vorwiegend dem gotischen und romanischen Stil. Bedenklich ist aber, daß in der protestantischen Welt ein Streben Platz gegriffen hat, den Charakter des protestantischen Gottesdienstes, dessen Schwerpunkt in der Predigt liegt, auch im Grundriß und Aufbau des Gotteshauses zum Ausdruck zu bringen, indem man von dem mittelalterlichen, für den katholischen Gottesdienst vorzüglich geeigneten Langhausbau abieht und einem Centralbau den Vorzug giebt, der ein nahe Zusammenrücken der Gemeinde um den Prediger gestattet. Im übrigen ist zu betonen, daß die gemeinsamen Elemente, welche die bauliche Thätigkeit unserer Zeit aufweist, unsere Nachkommen klar erkennen und als das Bezeichnende für den Stil unserer Tage hinstellen werden. Die von uns bewirkte Einführung des Eisens in die Architektur behufs Herstellung gewaltiger Räume für die Zwecke des öffentlichen Lebens und Verkehrs wird ihnen ganz besonders auffällig erscheinen.

Faschingszeit in Paris.

Von Anna Brunnemann.

Nachdruck verboten.

Faschingszeit in Paris! Die elegante Welt ist zum Karneval nach Nizza abgereist, doch das Volk will sich auch vor dem carême, der strengen Fastenzeit, nochmals einen lustigen Tag machen und sich auf harmlose Weise wie frühliche Kinder vergnügen.

Am Fastentag undurchdringliches Gewühl auf den Straßen! Kein Wagen darf die Hauptverkehrslinien passieren — ein Gedränge, als ob wieder der Kaiser von Rußland erwartet würde. Sind es die hellen Strahlen der erwachenden Frühlingssonne, die Lindernden Lüfte? Es schwebt etwas über der Niesstadt, das alle Menschen zu fröhlicher Neugier und Heiterkeit stimmt. Soll man sich als schüchternen Ausländer in das Gewühl wagen? Ist nicht besonders eine Dame taufenderlei Unannehmlichkeiten ausgesetzt? Nur immer zu! Die Erfahrung hat längst ergeben, daß keinem ein Härchen gekrümmt wird — höchstens wirft uns jemand mit einem spöttischen „o yes“ eine Ladung Confetti ins Gesicht. Diese schrecklichen Confetti! Sie regnen fortwährend auf den friedlichen Spaziergänger nieder, winzige, bunte, rund ausgeflossene Seidenpapierchnitzel, die sich beim Abkühlen wie durch Zauberschlag vervielfältigen und sich überall im Haar, im Nacken, in jeder Kleiderfalte festsetzen. Wehe dem, der eine verdrießliche Miene dazu macht; sogleich erfolgt von behender Hand, unter großem Jubel der Umstehenden eine neue Salbe, mit dem warnenden Rufe: „Nicht so ernsthaft, Madame!“ Oder irgend ein galanter Jüngling mit einem Besenbüschel aus Seidenpapier herbei, um uns dienstfertig und sehr energisch abzukehren.

Das beste Mittel, nicht allzusehr mißhandelt zu werden, ist, sehr vergnügt dreinzuschauen, sich selbst für einige Sous überall bereit stehende Confetti zu kaufen und wacker darauflos zu bombardieren. Wie das durcheinander wogt! Doch ist die Menge, abgesehen von diesen harmlosen, zur Sache gehörenden Neereien, durchaus höflich und anständig. Kein wildes Schreien, kein unvernünftiges Drängen — ja einer etwas ängstliche Dame, einem Kinde wird in sehr vorzorkommender Weise Platz geschafft. Gewandte Hände vergnügen sich damit, „Serpentines“ in die Luft zu schleudern, farbige, aufgerollte Seidenpapierstreifen, die einer Rakete gleich emporjauchen, sich in eleganter Linie abrollen und an irgend einem Balkon, der mit Schönen besetzt ist, oder an den hohen,

herrlichen Platanen und Kastanienbäumen des Boulevards festklammern, bis die blätterleeren Kronen ganz damit eingesponnen sind. Ein prächtiger, ungemein grazioser Schmuck, den leider schon der erste Regentag vernichtet. Phantastisch aufgeputzte Kinder spazieren, von ziemlich simpel aussehenden Vätern und Müttern geleitet, durch die vergnügliche Menge. Bewundernd staunen sie eine genial aufschauende Serpentine an, oder sehen einem der Reklamewagen nach, die an solchen Tagen möglichst auffallend heraussticht und häufiger als sonst ihre Rundfahrt machen. Mit lauten „Mh“ und „Ohs“ wird in die Hände geklatscht, sodaß die Schellen an den bunten Karrenkappelein erklingen. Erwachsene verkleiden sich nur wenig — höchst selten trifft man einen Harlekin — die meisten begnügen sich mit einer Larve oder einer grotesken Kopfbedeckung. Blutwenig braucht dies Volk, um in eine echte Heiterkeit versetzt zu werden, oder vielmehr die Menschen selbst strömen diese Heiterkeit aus. Sie ist das immer muntere, lebendige, romanische Temperament, das sich über die ersten, noch ziemlich fühlen Strahlen der Frühlingssonne freut, nachdem es vor seinen Kaminen, oder gar in ungeheizten Kämmerchen jämmerlich gefroren hat. Paris braucht Sonnenschein — dann ist es die lustigste Stadt von der Welt.

Vielleicht aber hat diese große Freude doch nicht allein das Werfen einiger Papierchnitzel zum Ziel — vielleicht gipfelt sie später in einem lustlichen Festschmaus, dessen Erwartung die vergnügliche Stimmung erzeugt hat. — O, niemand denkt daran! Die Cafés sind zwar dicht besetzt, aber nur mit einem Publikum, das des Zuschauens wegen gekommen ist und sich anstandshalber ein Glas Kaffee oder einen „Boc“ einschlecken läßt. Ambulante Verkäufer von Würstchen, Krapsen und andern beliebten Volksgerichten fehlen gänzlich. Und haben sich die wackern Confetti-Streiter und Streiterinnen, die kunstfertigen Serpentinchleuderer müde gearbeitet, so gehen sie fein still nach Hause und schütteln den Staub von ihren Füßen und die Papierschnitzel aus ihren Kleidern — voilà tout! Die Studenten im Quartier latin freilich begnügen sich nicht damit — da darf man nicht so genau hinschauen.

Der Boulevardier, der Flaneur meidet an solchen Tagen ängstlich sein geliebtes Boulevard. Seine Kleidung ist viel zu „chic“, um sie einer Berührung mit dem Wob auszuweichen. Dafür findet er aber am Abend eine Entschädigung, wie sie ganz seinem raffinierten Geschmack entspricht: den Opernball. Dieser beschließt für alle, welche sich amüsieren wollen, den Fastnachtsdienstag — er ist der Schauplatz so vieler pränter Abenteuer, ein prächtiges Fest, dessen verführerischer Glanz in so viel Schuld und Schulden endet, und bleibt das ewige Ziel der Neugierde junger Frauen der besten Pariser Gesellschaft. Sie setzen oft alles daran, incognito auf ein paar Stunden dahin zu gelangen, um unter dem Schutze der Mäse ihre Courmacher ein wenig zu kontrollieren, was oft köstliche quiproquos zur Folge hat.

Ist damit die ganze Faschingsfreude für Paris zu Ende, und streut die graue Wochermittwoch dem lustigen Prinzen Karneval für immer Mäse auf das leichtsinnige Haupt?

Nein — wir haben ja noch das mi-carême, Mittfasten, und da ist etwas ganz Besondres los: das Wäscherinnenfest. Ein Fest zur Belohnung von Fleiß und Tugend der Wäscherinnen! Fast klingt es wie Ironie, daß die Wäscherinnen, die erbarmungslos alltäglich die Wäsche der Weltstadt mit allen möglichen Säuren und Säuren bearbeiten, sodaß bald kein guter Faden mehr an ihr bleibt, auch noch alljährlich zur Belohnung ihrer Mäse ein schönes Fest feiern dürfen, das einen ganzen Tag lang das Interesse von Paris zu fesseln vermag. Das heißt wahrlich in hohem Maße Böses mit Gutem vergelten. Doch ein Mittfasten ohne Wäscherinnenzug wäre garnicht denkbar. Paris besitzt Hunderte von „Lavoirs“, Wäschanstalten, die sich in den Vorstädten befinden, und die Wäsche fabrikmäßig zu verdächtigem Reize bringen. Alle diese Anstalten wählen nun mit viel Streit und Parteilichkeit ihre „bravste“ Arbeiterin als Königin des Tages: „la reine des reines.“ Ein jedes Lavoir stellt einen Schauwagen, der seine besondere Königin besitzt — der prächtigste muß selbstverständlich der Wagen der Königin der Königinnen sein. Die Regierung bewilligt eine große Summe, einen Teil erhält das bevorzugte Mädchen als Heiratsgut; der andre wird zu einem Festmahl verwendet, zu welchem sich alles nach beendeter Umzug durch die Stadt verjammelt. Das ist ein Jahrhunderte alter Brauch. Woher er stammt, wüßte uns niemand zu sagen, und die zehn Bände starke, bekannteste Geschichte von Paris meldet nichts darüber. Studenten, die bei so etwas selten fehlen, beteiligen sich an dem Festzug — die übrigen großmütigen Pariser haben das Zu- und das Nachsehen.

Der große Tag bricht an! Straßenbild: das gleiche wie am Fastentag. Nur ist es vierzehn Tage später, und die Sonne lacht etwas freundlicher und wärmer hernieder. Eine wahre Wohlthat, denn wie viel ausgeschnittene, jämmerlich dünne Fäden bekommt man zu sehen, sodaß man schon bei dem Gedanken daran friert. Die tausendköpfige Menge wogt die Boulevardlinie entlang und staut sich in der rue royale, da alles nach der Place de la Concorde drängt, wo die Aufstellung beginnt. Glänzend bestrahlt die Sonne den prächtigen Platz mit dem stolzen Obelisken von Luxor, den zahlreichen Statuen und den riesig hohe Wassersäulen schlendernden Fontainen. Er ist wahrlich einer der schönsten Plätze der Welt. Vor uns die funkelnde, goldene Kuppel des Invalidendomes — links der Tuileriegarten mit dem Prachtbau des Louvre als Abschluß und rechts die unabsehbare breite Allee der elysäischen Felder in aufsteigender Linie, deren Ende vom Triumphbogen stattlich überragt wird. Ein Wagen nach dem andern fährt heran, mit den freudigsten Zurufen bewillkommnet. Doch, um einen Gesamteindruck zu erhalten, lassen wir lieber den ganzen Zug an uns vorüberziehen. Stellen wir uns an den breiten Treppentufen der Madeleinestraße auf — bei sehr großer Ausdauer und Anpruchslosigkeit findet sich schon noch ein fußbreites Plätzchen. Zeitungsrüfer bieten fortwährend das Programm des Festzugs mit den Bildnissen aller hübschen und häßlichen Königinnen aus, die wir bald bewundern werden. Gefront wird das Ganze vom Porträt der reine des reines, mit ellenlanger Beschreibung ihres Lebenslaufes und ihrer Talente und Tugenden. Hübsch ist sie gerade nicht. Wer überhaupt erwartet, eine Reihe bildhäßlicher „Wäschermädeln“, wie etwa in Wien, zu sehen, hat sich arg getäuscht.

Fanarenbläser, kostümierte Reiter — das 18. Jahrhundert ist meist tonangebend für die Kostüme — und be-

rittene Musikkapellen eröffnen den Zug, ein tolles Durcheinander der heitersten Festmärsche erklingt. Dann erscheint der erste Wagen, ein phantastisches Gebäude, eine Gondel vorstellend, mit einem Thron in der Mitte, auf dem die leidlich hübsche Königin als Kokoloprinzessin sitzt. Andre, darunter sehr viele ältliche Damen mit roten Armen, sind um sie in den lustigsten Märchengewändern gruppiert — und wenn sie auch viel mit dem feuchten Elemente zu thun haben, so werden recht hohe Zimnutungen an die Phantasia gestellt, die sie für Nymphen und Nixen halten soll. Die korpulente „patronne“, d. h. die Besitzerin des „Lavoir“, fehlt selbstverständlich auch nicht und verschmäht es durchaus nicht, sich à la Marie Antoinette zu verkleiden und mit falschem Theaterschmuck zu überladen; ein Anblick, der geradezu grotesk wirkt und die Berliner zu manch witzigen Bemerkungen veranlassen würde. Das Pariser Publikum zeigt sich wunderbarer Weise ganz andächtig bei diesem zweifelhaften Kunst- und Naturgenuß. Die weiteren Schauwagen, stets von Berittenen und Trabanten begleitet, bieten meist daselbe geschmacklose Bild, das an fahrende Komödianten aus alter Zeit erinnert. Ohne Sinn und Verstand sind die aufgeputzten Personen, bei denen das „ewig Weibliche“ in höherem Lebensalter überwiegt, gruppiert. Sehr selten sieht man ein wirklich künstlerisch schönes Arrangement unter den Musikeln, Grotten und Thronhimmeln, für welche die Zusassen erst recht nicht geschaffen scheinen. Das drollige Element wirkt am besten, und Kobohe, die sich an Defen, Wäschefellen und Plättglocken zu schaffen machen, sind ganz an ihrem Plage. Bisweilen fährt auch nur der simple Weiterwagen eines ärmeren Lavoirs mit vorüber, und bietet in seinem schlichten Reizgeschmack, einen großen Tannenbaum in der Mitte, der gleich unsern Hebebäumen mit bunten, lustig im Winde flatternden Bändern befangen ist, eine amuntliche Unterbrechung des Fitterframes. So unübertrefflich auch der Pariser Geschmack ist, das Volk wird, wie alle jüdischen Völkerschaften, weniger durch harmonische Schönheit als durch leichten, bunten Fitter und durch das Auffallende und Groteske angezogen. Die Pariser, d. i. die Volksmenge, fanden alles wunderbar, wie aus den zeitweiligen Ausrufen zu vernehmen war. Sie besitzen eine großartige Schaulust und eine bewundernswürdige Ausdauer. Mit Nichtachtung der Lebensgefahr erklimmen sie Balkone, Sims, Giebel und Bäume — selbst die Dächer der sechsstöckigen Häuser sind mit waghalsigen Menschen besetzt. Jeder Wagen wird von nachhallendem Jubel begleitet, und in den dazwischen entstehenden Pausen regnet es wieder Confetti von Fenstern und Balkonen, und die Serpentine fliegen lustiger denn je. Hier und da läuft ja auch im Festzug ein Scherz mit unter, der von echt gallischem Sprit zeigt. Irgend ein findiger Mime ahmt eine stadtbekannteste Persönlichkeit nach, die sofort mit donnerndem Jubel begrüßt wird. Dort naht eine Gruppe von vierzig Studenten, mit Palmen verzierte Fräcke tragend; sie karikieren die vierzig Unsterblichen der Académie française. Hier thront auf einem als Richterstätte hergerichteten Wagen die gestrenge Justitia, von ihren Paladinen im traditionellen Talar des Justizpalastes umgeben. Vor ihr, auf einer mit schweren Gewichten belasteten Wage sitzt ein flatterhaftes Dämchen, das unter bedenklichem Schütteln der Allongeperücken als „zu leicht“ befunden wird. Das lachende Publikum sieht aber ganz danach aus, als möchte es lieber Gnade für Recht ergehen lassen.

Die Erwartung ist aufs höchste gespannt: es naht die „reine des reines“. Unter einem hohen Baldachin sitzend und von stattlichem, diesmal etwas solider kostümiertem Gefolge umgeben, neigt sie amütig lächelnd das gekrönte Haupt und winkt grüßend mit dem Scepter nach allen Seiten, denn begeisterte Zurufe bewillkommen sie. „Voyez, comme elle est belle!“ tönt es von allen Seiten. Belle? Dankbares Publikum, dessen Frohsinn heute alles verflärt! Wenn sie nur fleißig und brav ist, so sei ihr das Glück, die Huldigung von ganz Paris heute entgegenzunehmen, von Herzen gönnt.

Der Zug wälzt sich mit vielen Unterbrechungen die ganze Boulevardlinie entlang bis zum Hôtel de ville, wo eine feierliche Ansprache und die Uebergabe der Geldsumme stattfindet. Dann ist's für dies Jahr — wenigstens für die Zuschauer — wieder einmal zu Ende. Sie vergnügen sich noch ein Weilchen mit Confettiwirren; dann dürfen Droschken und Omnibusse wieder durch die Straßen raffen. Die bunte Menge schiebt auseinander, und der Boulevard bekommt allmählich wieder sein Alltagsgesicht, das ja an und für sich das schönste, tollste, bunteste Karnevalstreifen darstellt und von keinem Fasching der Welt übertroffen wird. Paul Jival hat recht, wenn er sagt: „Hier schlägt der Puls 120 Schläge in der Minute, und doch fällt sich jebermann bei diesem hitzigen Fieber wohl.“ Noch wochenlang aber schütteln wir die hartnäckigen Confetti aus den Falten unserer Gewänder.

Winke für die Kinderfüße.

Nachdruck verboten.

Seine Thätigkeit, die das Kind erst allmählich erlernt, ist die des Stehens. So einfach es auch für die Erwachsenen erscheinen mag, es gehört eine lange Übung dazu, ehe ein Neugeborenes diese Fähigkeit ausüben lernt, ehe es aus der liegenden Stellung zu der aufrechten gelangt.

Es gehört dazu, daß die Gelenke übereinstimmend in die geeignete Position gebracht werden. Das Fußblatt, das den Druck des ganzen Körpers aufzunehmen hat, muß die Unterschenkel tragen, diese wiederum mit den Oberschenkeln müssen das Becken balancieren, der Rumpf und die Last der Eingeweide müssen richtig gestellt werden, der Brustkorb mit dem Schultergürtel und der Wirbelsäule den Hals und den Kopf tragen. Das Auge ist es, dem dann die Arbeit zufällt, richtig die Entfernungen zu schätzen und das Gleichgewicht festzuhalten. Dazu kommt noch die Erregung des Gleichgewichtsinnes in den Gelenken und Muskelnerven. Alle diese Funktionen müssen lange Zeit geübt werden, ehe sie automatisch zusammenwirken können, um das Stehen und Gehen zu einer dem Bewußtsein nicht mehr unterstellten Thätigkeit zu machen.

In der frühesten Kindheit liegt das Köpfchen gegen den Brustkorb hin, die Händchen machen unzweckmäßige Greifbewegungen, die Beinchen sind an den Körper herangezogen. Aber bald, schon im zweiten Monat, gewinnen die Muskeln an Kraft, der Kopf richtet sich etwas auf, und der Körper nimmt eine zwischen Liegen und Sitzen die Mitte haltende Lage ein,

die im fünften und sechsten Monat schon zu einem stattlichen aufrechten Sitzen wird. Nicht genug ist davor zu warnen, durch zu starkes Wickeln und Binden die Muskeln an einer kräftigen Entwicklung zu verhindern. Am Ende des ersten Lebensjahres macht das Kind mühsame Versuche sich aufzurichten, die Beine zu stellen, den kleinen Körper in aufrechter Lage zu halten. Diese Versuche, für die Umgebung eine Quelle von unerhöplicher Unterhaltung, läßt man am besten in einem sogenannten Laufforb machen, da in diesem die Verhältnisse eine sichere Unterstützung finden. Wo Raum und Verhältnisse des Kinderzimmers es gestatten, läßt man eine viereckige Einfriedigung mit niedrigen Wänden herstellen, die es dem Kinde erleichtert, sich zu halten und Beine für Beine setzen zu lernen, ohne daß es durch spitze Kanten und Ecken anderer Möbelsstücke bei etwaigem Fallen gefährdet wird. Ist diese Zeitwende glücklich überwunden, so kommt mit dem Schulbesuch eine weit gefährlichere Periode.

Schon jetzt ist mit Sorgfalt darauf zu achten, daß die Rückenmuskulatur des Kindes sich normal entwickelt. Eine Untersuchung, die sich darauf bezieht, ist so leicht anzustellen, daß man sich wundert, manchmal schon bedeutenden Verunstaltungen zu begegnen, die den Angehörigen nicht aufgefallen oder von ihnen unbeachtet geblieben sind.

Man läßt das Kind sich entkleiden und mit dem Rücken gerade vor sich antreten, worauf man bei herabhängenden Armen konstatiert, daß die Schultern und Schulterblätter sich in gleicher Höhe befinden, letztere insbesondere sich nicht vom Brustkorb abheben. Man achtet ferner darauf, daß die Wirbelsäule keine Seitwärtskrümmungen und keine buckelförmige Biegung zeigt, wozu man mit leichtem Fingerdruck eine die Wirbelsäule treffende Linie, die vom siebenten Halswirbel, den man leicht durchfühlt, bis herunter zu den Lendenwirbeln geht, markiert. Eine etwaige Abweichung der Schulterblätter, eine Schmerzhaftigkeit eines Wirbels ist dann mit Leichtigkeit zu erkennen, besonders wenn man den Körper des Kindes unter den Armen aufhebt und in der Schwebe hält.

In Fällen, wo sich ein Krümmen, d. h. nach hinten konvexer Rücken ausgebildet hat, ist schon die Halswirbelsäule stark gebogen, noch mehr ist das mit den Brustwirbeln der Fall, so daß der Brustkorb abgerundet und dadurch in seinem oberen Teil verengt erscheint; die Schulterblätter sind etwas abgehoben und mehr nach außen und vorn gerückt. Der ganze Brustkorb ist von vorn gesehen schmaler als normal, er ist flach und eng. Der Kopf steht wegen der starken Krümmung des Halses nach vorn sehr tief und liegt zwischen den Schultern, auch die Lendenwirbelsäule ist meist gekrümmt und läßt infolgedessen den Bauch sich stärker als normal vorwölben. Im Beginn der Erkrankung wird diese schlechte Haltung zwar leicht wieder ausgeglichen, sobald das Kind darauf aufmerksam gemacht wird, allein nach kurzer Zeit schon nimmt es wieder seine frühere gebückte Haltung ein.

Die Folgezustände liegen auf der Hand. Das Kind, dessen Brustkorb die Anlage zu dieser Verbildung hat, besitzt nicht die normale Atmungskraft, es wird leicht kurzatmig, schon geringe Anstrengungen und körperliche Bewegungen verursachen Herzklopfen und Atemnot. An sich schon meist blutarm und muskelschwach, erkranken diese Kinder sehr leicht an Luftröhren- und Lungenkatarrhen. Die Verdauung leidet, und auch die Gemütsstimmung ist deprimiert.

Die einfache Ueberlegung lehrt, daß diese Krümmung ganz besonders dann auftritt, wenn der Kopf, wie beim Schreiben, Lesen, bei Handarbeiten u. s. w. nach vorn gebeugt wird. Wenngleich zugegeben werden muß, daß häufig erbliche Einflüsse oder vorangegangene Krankheiten, wie Scharlach, Masern, Diphtherie, eine urfällige Rolle spielen, so beweist doch der Umstand, daß gerade die Zeit zwischen dem achten und zwölften Lebensjahre den größten Prozentsatz stellt, daß die Schule und ihre Schädlichkeiten vielfach zur Erkrankung führen.

Das Sitzen in der engen Bank, die Augen auf das Buch geheset, ermüdet die Kinder und giebt zu einer Schwächung der Rückenmuskeln Anlaß, wodurch das Uebel schleichend entsteht, um unbeachtet zu dauernder Entstellung zu führen.

Ebenso häufig, ja noch öfter finden sich bei Schulkindern einseitige Verbiegungen der Wirbelsäule. Guillaume fand bei 350 Schulknaben 62 = 18%, bei 381 Mädchen 159 = 41%, die eine seitlich gekrümmte Haltung hatten. Es sind das so hohe Zahlen, daß nicht genug auf die Bedeutung dieses Umstandes aufmerksam gemacht werden kann!

Beobachtet man ein Kind beim Schreiben, so sieht man besonders, wenn die Tischplatte ein wenig zu hoch oder der Sitz zu niedrig ist, wie es mit Oberkörper eine Drehung nach rechts macht, während der Kopf sich nach links wendet und ebenso die Lendenwirbelsäule mit dem Unterkörper eine Drehung um die Achse nach links macht. Es ist das typisch die Stellung, die sich bei längerem Bestehen als eine dauernde Verkrümmung der Wirbelsäule, als „Skoliose“ darstellt. Die Verbiegung kann so stark werden, daß die beiden Brusthälften auch vorn eine bedeutende Ungleichmäßigkeit zeigen. Dabei bleibt der Körper im Wachstum bedeutend zurück, der Kopf steht wegen der Verbiegung der Halswirbel fast zwischen den Schultern, auch die Beckenknochen sind häufig verschoben, so daß der Körper ein unförmliches Aussehen erhält und die Bewegung im höchsten Grade erschwert wird.

Das zusammengekauerte Sitzen während mehrerer Stunden in dem relativ schlecht ventilierten Schulzimmer, die oberflächliche, unausgiebige Atmung, die Ermüdung der Rückenmuskeln beim Schreiben, Lesen mit vorn übergebeugtem Körper geben sehr leicht die Möglichkeit der Erkrankung. Solche Kinder sollen deshalb am besten für längere Zeit vom Schulbesuch dispensiert werden, zum mindesten aber vermeiden, zwei aufeinanderfolgende Schulstunden im Zeichnen und Schreiben, in denen sie zu unzweckmäßigem Sitzen verurteilt sind, mitzunehmen. Gesangunterricht dagegen und Turnen erweisen sich als zweckmäßig, wie überhaupt eine gut und andauernd gepflegte häusliche Gymnastik.

Bei anhaltend guter Körperpflege, die auch auf reichliche Wäber und kalte Abreibungen sieht, empfiehlt es sich auch, die Kleidung und das Bett zweckmäßig einzurichten. Um eine schon entwickeltere Krümmung der Wirbelsäule zu beseitigen, ist es notwendig, einen Apparat anzulegen, der einen Zug auf die Schultern ausübt, um sie nach hinten und unten zu stellen, wobei natürlich ein Druck auf die Organe des Unterkörpers unbedingt zu vermeiden ist.

Dr. G. S

Eine deutsche Bühnendichterin.

Nachdruck verboten.

Eine zarte, schlanke Gestalt mit blonden Haaren und feinen, nervösen Zügen erschien vor dem Vorhang und dankte mit scheuem Reigen für den Applaus. Auf der Bühne war eben — vier Jahre sind es jetzt her — ein Stück voll rücksichtsloser Kraft der Charakteristik, voll männlicher Freiheit, voll starker, künstlerischer Offenheiten in Scene gegangen. Auf dem Theaterzettel stand sein Titel: „Dämmerung“, und der Verfassername: „Ernst Kosmer“.

Und dieser Ernst Kosmer war eine Frau von fast mädchenhaftem Aeußeren, das so gar nichts von jenen dichterischen Tiefen und Untiefen verriet, in die wir soeben geblickt hatten.

Bald erfuhr man, woher sie kam der Fahrt, und wie ihr Nam' und Art. Die Heimat ihres Stückes ist früh auch die ihre geworden: München. Sie stammt aus einer Künstlerfamilie, sie ist die Tochter des Mannes, der einer der ersten Vorkämpfer Richard Wagners gewesen, des Musikdirektors Heinrich Forges.

Die Persönlichkeit dieses Vaters hat sicher den besten Gestalten der Dichterin von ihrem Blut gegeben. Vor allem dem wundervollen Heinrich Ritter, dem Vater der Fjölde aus der „Dämmerung“, mit seinem reichen, sprudelnden Künstlerherzen, seiner polternden Derbheit, seiner angstvollen, heißen, zittern-



Ernst Kosmer (Else Bernstein).

den Zärtlichkeit für die erblindende Tochter. Und Züge von ihm trägt auch der andre Musiker, der sie gestaltet, der Peter Kron des „Tedeum“.

Die Dichterin gehörte kurze Zeit als Schauspielerin der Bühne an, bis ein schweres Augenleiden ihr diese Laufbahn verschloß. In den körperlichen und seelischen Krisen der Leidensjahre, da das Außenlicht der Augen streng gebunden, nachverhüllt war, thaten sich die inneren Künstleraugen ihrer Seele weit auf im Erkennen des eigenen Berufs. Und schmerzgeboren entwich aus der Krankenstube ihre Dichtung. Jetzt ist Else Forges die Gattin des Münchener Rechtsanwaltes und Kritikers Max Bernstein.

Sie nimmt in der Geschichte der modernen Frauenpoesie eine völlig eigene, einsame Stellung ein. Wenn wir das Schaffen unserer Generation überblicken, so entdecken wir rein äußerlich eine scharfe Scheidung in der Produktion der Männer und der Frauen. Die Männer ringen fast ausnahmslos um das Drama. Allein Theodor Fontane bleibt dem Roman getreu, alle andern, darunter stille, feine Novellentale, wie Max Halbe, versuchen immer wieder den Kampf um die Bühne. Die epische Provinz ist völlig verwaist. Hier zogen nun siegreich die Frauen ein: Gabriele Reuter, Maria Janitschek, Emil Marriot, Helene Böslau, Carry Brachvogel. Nur eine Frau ging nicht mit, sondern schritt in das Männerlager auf die Bretter und holte sich dort ihren Kranz: Else Bernstein.

Drei moderne Dramen liegen von ihr vor: „Dämmerung“, „Wir drei“, „Tedeum“, ferner ein Märchenpiel „Königsfinder“ (Musik von Engelbert Humperdinck) und ein Novellenband „Madonna“. Menschen voll Blut und Leben weiß sie charakteristisch vor uns hinzustellen; mit Individualisierungskunst läßt sie ihre Gestalten aus sich heraus reden in einer Sprache, die die echte, mündliche Sprache des Alltags ist und doch geheime und verborgene Seelenregungen ergreifend offenbart. Sie hat das, was die erste und höchste Gabe des Künstlers ist, die starke und helle innere Anschauung. Sie sieht die Geschehnisse, die sie schafft, lebhaft vor sich; sie hört sie reden und belauscht die charakteristischen Eigentümlichkeiten der Bewegung. Nicht nur die Worte reden, auch die Glieder, die Hände und Füße und die Augen, die Züge um den Mund. So entsteht eine Fülle der Farben und ein Reichthum des bunten Lebens um die Gestalten. Sascha, die Dichterin in „Wir drei“, sagt: „Man muß überhaupt viel mehr von seinen Menschen wissen, als man ausspricht.“ Man muß aus der Seele eines Menschen heraus fühlen und dies Gefühl so in die dichterische Darstellung bringen, daß es auf den Leser übergeht.

In dieser Sascha steckt viel von der Dichterin selbst, die widerspruchsvolle Mischung aus Phantastik und kräftigem Realitätsgefühl, aus Koketterie und einem manchmal fast renommissüchtigen Chynismus. Und das Stück der Sascha, die „Königsfinder“, hat Ernst Kosmer dann selbst geschrieben. Das ist ein Märchen voll herber Süße, volksliedmäßig, ganz unsentimental, die Stimmung des deutschen Waldes mit Runenzauber und Nachtwehen, der winkligen, giebigen, altdeutschen

Städte mit bemoosten Mauerzinnen; schneendes Leid und wehe Liebe.

Das stärkste Stück der Dichterin ist aber immer noch jenes erste gewesen, dem die Vorstellung der „Freien Bühne“ zu Berlin am 30. März 1893 zum Siege verhalf: die „Dämmerung“. „Wir drei“ ist geistreich, aber von Konstruktion nicht frei. „Tedeum“ ist zu wenig geschlossen und zu sehr aus Intermezzo zusammengesetzt, am „Deutschen Theater“ hat es sich nicht gehalten, jetzt hat es das Schillertheater adoptiert. Dies Stück ist aber in seinen Episoden, trotz der konventionellen Handlung, in seinen Figuren so reich an individuellen Zügen, so echt und herzernst, so humorvoll, daß wir, die den Humor so selten auf der Bühne finden und ihn, den Befreunden, so sehr ersehnen, uns bei der Dichterin bedanken müßten.

Die „Dämmerung“ aber, technisch noch nicht so geschickt und bühnensicher, gab Tiefes. Die Tragik eines Mädchens voll Lebensdurst, die dem Erblinden, der ewigen Nacht entgegengerht. Es ist, und das war das Neue und Starke, keine ätherische Bliengestalt gezeichnet, keine moderne Tochter König René's, sanft und traurig. Mit rücksichtslosen Händen und unerbittlicher Analyse zeigte die Dichterin vielmehr das Schlimme, Empörerische, Verderbte, das in der schwülen Luft der Krankenstube in dem Herzen eines sich entwickelnden, verzogenen, egoistischen Mädchens sich regt. Das Verbitternde ihres Zustandes, das weiche, träge Verhättnisse, die Launenfolgsamkeit ihrer Umgebung züchten in der Kranken ein Treibhausgeschöpf voll Halbheit und morcher Widerstandslosigkeit. Ihr tritt das wirklich moderne Weib entgegen, eine junge Arztin Sabine, die ihr Leben sich selbst gegründet, voll innerer Reinheit und festem Ernst. Sie und der herrlich echte Mensch, Fjölde's Vater, finden sich. Er steht in ihr die Netterin seines Kindes. Aber Fjölde erblindet völlig, der Vater entsagt, Sabine geht, und er bleibt mit der Blinden in der Dunkelheit. Eine erschütternde Tragik ist hier mit ganz spröden, knappen Mitteln gemeistert. Seit dieser Aufführung zählte die moderne deutsche Bühne eine große Hoffnung mehr in dem kleinen Kreis der Auserwählten. Und die Erfüllung wird nicht ausbleiben.

Ein altgriechisches Trauerspiel „Themistokles“, das die Dichterin jüngst vollendete, wird demnächst am Deutschen Theater in Berlin gegeben. Die Wahl überrascht nicht, man ist bei ihr die Vielseitigkeit des Stoffes und der Stile gewöhnt. Daß sie Realistin ist und Phantastin, darin liegt gerade das Wesen ihrer Künstlerkraft. Warum sollten ihren hellen, scharfen, inneren Augen nicht auch die Gestalten der Vergangenheit aufgehen? „Ich sehe mit meinen dummen Augen, was für Dinge auf der Welt geschehen. Und meine Phantasie läuft hinterher. Es giebt keine menschliche Regung, die ich nicht nachfühlen kann, mein bißchen Talent begreift die Menschen besser als mein Verstand,“ sagt Ernst Kosmer von ihrem andern Ich, der Dichterin Sascha. f. p.

Reise-toilette.

Hierzu das Titelbild Seite 61.

Noch bevor die Zugvögel im Süden sich rüsten, um in die nordische Heimat zurückzukehren, bereitet sich ein kleiner Teil der Menschheit zu einer Reise nach dem sonnigen Süden vor. Die Toilette für die Reise dorthin erfordert besondere Aufmerksamkeit, sie soll mit einer gewissen Eleganz Widerstandsfähigkeit gegen Sonne und Regen verbinden, nicht zu warm, aber auch nicht zu leicht sein.

Eine solche Toilette ist die auf der Titelseite unseres Blattes. Sie besteht aus marineblauer Serge, ist am Rande des Rockes durchstiept und in erdichtlicher Weise mit scharf eingelegten, horizontalen Falten geziert. Den oberen Falten des Rockes liegt die glatte Taille auf, die vorn und hinten sackähnlich mit Faltenlagen bedeckt ist. Oberhalb derselben ist die auf der Achsel und unter dem Arm unsichtbar geschlossene Taille vorn zu beiden Seiten mit geraden Einlagen aus weißem Moiré versehen, die mit blauer Seidenschnur kreuzweise überknüpft sind. Die Taille ist mit einem saltigen Stebtragen, mit kleinem, geschweiftem Kragen und mit anliegenden, in Falten geordneten Ärmeln verbunden, deren kurze Puffen, wie die Abbildung zeigt, ebenfalls ein paar Falten haben.

Das weiße, weiche Filzhütchen hat einen mäßig hohen Kopf und aufgeschlagenen Rand; als Garnitur dienen ein paar Vögel mit weißen und dunkelblauen, metallisch schimmernden Flügeln.

Bezugquelle: Paris, Maison Coussinet, 43 rue Richer.

Beschreibung des kolorierten Modenbildes „Februar“.

In der fortschreitenden Saison macht sich eine merkliche Verminderung in der Verwendung verschiedener Farben für die Toilette bemerkbar. Die Toiletten erscheinen einheitlicher; sie bestehen meist nur aus einer Stoffart und sind mit Spitzen, Gaze, Sammet, flimmernden Perlen u. dergl. garniert.

Diesem Genre entsprechen die Toiletten auf unserm kolorierten Modenbild „Februar“. Sehr wirkungsvoll ist die Reuniontoilette aus hellfarbiger Seide, deren Rock oben von schmalen, plissierten Faltungen aus Seidentüll umgeben ist. Die glatte Taille hat an ihrem vordern Teil Tüllpuffen, die durch Tüllplissés und stotter Nackenschleife. Die Taille ist von einem Gürtel umgeben, der vorn seitlich emporsteigt und dort unter einer Schleife endet. Die kurzen, mit flotten Puffen gezierten Ärmel haben an dem glatten Teil je drei plissierte Tüllfrüuren.

Sehr fein getönte Gaze, mit Goldstreifen durchwebt, ist für die Balltoilette zu einem glatten, über gleichfarbiger Seide gearbeiteten Rock und zu der in Querfalten drapierten Taille verwendet. Ueber die Gaze legt sich eine Sammetdrapierung, die spitz verläuft. Aus Sammet bestehen auch die vorn an beiden Seiten zugespitzten, seitwärts sehr hoch steigenden, mit Straßmotiven gezierten, nicht ganz zusammentretenden Niederteile. Zwischen diesen, sowie an dem edigen Ausschnitt der Taille befinden sich gestickte Sammetborten; den Ausschnitt begrenzen saltige Gazeteile. Die kurzen Ärmel sind aus sehr krausen Gazefaltungen gebildet; am Ansatz des einen Ärmels ruht ein großer Tuß köstlicher Rosen. Das Haar ist mit einer Straußfederaigrette geziert.

Bezugquellen: Paris, Maison Coussinet, 43 rue Richer; Berlin, Herrmann Gerjon.

Mutterföhnchen.

Skizze von M. Zimmermann.

Nachdruck verboten.

In der ganzen Stadt gab es niemanden, der so viel Sorgen hatte wie Kanzleirats. Aber auch niemanden, der den Kopf so hoch trug wie sie. Nicht, als huldigten sie den so tröstlichen Prinzipien von allgemeiner Gleichheit und Brüderlichkeit, die für Vermögenslose ein in kürzester Zeit beginnendes Utopien bedeutet — im Gegenteil. Alles, was nur im geringsten gegen die geltenden Grundätze und das Allhergebrachte verstieß, jede rote Schleife, ja, jede Erinnerung an des Kanzleirats Jugend war streng verpönt.

Schlimm genug, daß das geistliche Haupt der Familie von einem Vater stammte, der als Schulmeister der „guten, alten Zeit“ von der Gutsherrschaft gemahregelt worden war, weil er dazumal das Gerücht verbreitete, er müsse bei seinem Einkommen mit seiner zahlreichen Familie fast verhungern. Schlimm genug, daß das arme, alleinstehende Fräulein von Hildebrandt aus reinster Gutmütigkeit den Sprößling eines so unbeschreiblichen Mannes hatte heiraten können. Schlimm genug endlich, daß sie ihren schönen, stolzen Namen mit einem so plebejischen hatte vertauschen müssen. Schulz!

Alle ihre Bekannten hatten sich von ihr zurückgezogen; in ihren Blicken war deutlich zu lesen, daß sie derartiges nicht erwartet hatten. „Aber,“ hatte die geborene von Hildebrandt oft ihrem einzigen Sohn gesagt, „es ist nun nicht mehr zu ändern — das einzige, worauf ich hoffe, ist, daß dir einmal durch besondere Gnadenerweisung unser Name wiedergegeben werde. Das bist du dir und deinen Vorfahren schuldig. Trachte, daß du ihrer stets würdig bist, und beweise, daß die Tugenden und Vorzüge unsres Geschlechts in dir weiterleben.“

So wußte Kurt, welche Rolle er noch in dem Stammbaum derer von Hildebrandt zu spielen und welcher einen Schaden sein Vater ihm zugefügt hatte, indem er seine Mutter geheiratet hatte. Er war sechs Jahre alt, als er ihm zum erstenmal bewies, daß man gegen ihn revoltiere. Der gute Kanzleirat, der damals noch Sekretär war, meinte seinen kurzschichtigen Augen nicht zu trauen, als er eines schönen Tages statt seines geliebten und gewohnten Namens Schulz auf Kurts Schreibheft „Schulz von Hildebrandt“ las.

„Aber Kurt,“ jagte er mehr erstaunt als entrüstet, „was soll denn das heißen? Wer hat denn das geschrieben?“

„Ich,“ erwiderte der Junge stolz.

„Aber wir heißen nicht so, und du wirst solche Dummheiten unterlassen.“

„Nein, ich mag nicht bloß Schulz heißen. Mama hat gesagt, sie ist adlig. Und ich will auch lieber adlig sein.“

Der verblüffte Sekretär machte einen verzweifelten Versuch, würdevoll auszuweichen.

„Dein Vater und dein Großvater haben sich ihres Namens nie zu schämen brauchen, und“ — er war auf einmal sehr gerührt — „ich hoffe, auch du wirst ihn zu Ehren bringen.“

„Ich will Offizier werden,“ jagte Kurt, „und Mama hat gesagt, ich soll den Namen behalten, sie will den König darum bitten.“

Die Folge dieses Gespräches war eine fühlbare Lektion auf Kurts Rücken und eine ernste Unterredung mit der geborenen von Hildebrandt, nach welcher Herr Schulz allerdings sehr kleinlaut wurde.

Natürlich blieb das für Kurt kein Geheimnis, und als er fand, daß seine Erzählung von seiner hohen Abstammung auch auf seine Mitschüler nicht ohne Eindruck blieb, daß er oft eingeladen wurde, wobei sich die guten Bürgerfrauen stets sehr höflich nach seiner Frau Mama erkundigten, daß manche Lehrer — es war eben in einer kleinen Stadt — rücksichtsvoll gegen ihn waren und man in seiner Gegenwart gern adlige Personen erwähnte, von denen man wissen wollte, ob sie vielleicht zufällig mit ihm verwandt waren, merkte er, daß er wohl etwas Besonderes war und das größte Recht hatte, seinen Vater über die Achsel anzusehen.

„Wie ist Papa nur in unsre Familie gekommen?“ fragte er einmal seine Mama; und sie seufzte und sticte nur emsig an der Krone, die über dem Namenszug in seinen Taschentüchern schwebte.

Als die Zeit der Konfirmation für ihn gekommen war, entspann sich zum erstenmal ein ersterer Streit zwischen den Familienmitgliedern. Das heißt, der Kanzleirat, der mit seinen achtundvierzig Jahren erstaunlich viel Falten im Gesicht und wenig Haare auf dem Kopfe hatte, wollte sich durchaus nicht fügen, wie er sonst that. Er war der Meinung, daß eine Equipage überflüssig wäre, während seine teure Frau und der Sohn sie als das allergeringste Mittel zum

standesgemäßen Auftreten für unbedingt notwendig erachteten. Des Friedens halber hätte Herr Schulz ja gern nachgegeben; aber die Ausgaben! Wie sollte er es denn erzwängen?

Für die goldene Uhr mit Kette zwar, die Kurt doch ganz selbstverständlich haben mußte, hatte er jahrelang gespart; aber wegen der verschiedenen Anschaffungen von Kleidern, Wäsche und sonstigen Bagatellen mußte er bereits Vorstoß nehmen. Alle seine intimen Bekannten mieden seine Freundschaft, die ihnen kostbar geworden, und daß der Delikatessenhändler immer noch lieferte, geschah nur, weil er sich vor der Konkurrenz fürchtete. Und nun gar noch eine Equipage!

Er saß in dem kleinen Hinterzimmer, das das Herrenzimmer genannt wurde, weil ein Rauchtisch, eine abgetretene Hirschdecke und zwei Tierstücke darin waren, hatte den schmalen Kopf in beide Hände vergraben und dachte voll wirklicher Verzweiflung, wie er es anfangen müsse, um auch fernerhin standesgemäß zu leben. Wenigstens nach außen hin! Mit bitterer Wehmut gedachte er seiner zahlreichen Geschwister, die den Kanzleirat garnicht genug beneiden und bewundern konnten und infolge seiner hervorragenden Stellung mit allen erdenklichen Anliegen sich an ihn wandten. Sein Stolz erlaubte ihm nicht zu gestehen, daß seine Träume von sorglosem Sittensitten in absehbarer Zeit unerreichbare Ideale waren.

Die Equipage wurde also bestellt, und Herr Schulz konnte sich in dem Triumph sonnen, auf dem Hinterstiz von einigen kleinen Knaben gesehen zu werden, die Hurra schrien, als der Wagen vorüberfuhr.

Speck bestand. An das rasende Honorar für die „Fährnrichs-Preffe“, denn natürlich mußte Kurt, da er unbegreiflicherweise immer noch in Obertertia saß, in die Großstadt zu einem tüchtigen Pädagogen, mit dem die Käsin dieserhalb bereits in Unterhandlung stand. Monatlich hundertundfünfzig Mark — wie billig! Sie erzählte im Kasinoverein, zu dem sie gehörte, daß sie herzlich bedauere, ihren Sohn nicht längst in das herrliche Institut gebracht zu haben.

„Denn, denken Sie, es werden nur junge Leute aus den besten Kreisen aufgenommen. Welch' ein Glück für unsern Kurt! Er hat dort reichlich Gelegenheit, sich die Manieren der vornehmen Welt und den guten Ton der Gesellschaft spielend anzueignen.“

So kam er in das großstädtische Institut und, was sich der schlichte, anspruchslose Rat nie in seinem Leben erlaubt, er mußte sogar zweiter Klasse fahren. Einige Mitschüler hatten ihm das Geleit gegeben und sahen ehrerbietig zu ihm auf, als er in der offenen Kupeethür stand. Sein Vater, der in recht unmodernem Rock, mit einem Cylinderhut, über den Kurt errödete, direkt aus dem Bureau gekommen war, hätte ihn gar zu gern gebeten, doch ja den neuen Paletot recht zu schonen und vor allem sich beim Sitzen in acht zu nehmen; er wußte nicht, in wieviel Jahren es ihm möglich sein könnte, dem Sohne neue Garderobe zu kaufen. Aber Kurt hätte es ihm gewiß übelgenommen. Auch zu verdoppeltem Fleiß wollte er ihn ermahnen; er hatte sich's auf dem Wege zum Bahnhof fest vorgenommen. Doch auch davon schwieg er. Vielleicht hätte es Kurt peinlich berührt.

Im Institut behagte es Kurt mit Ausnahme des Lernens sehr. Es ging alles sehr vornehm zu und — wie er an seine Mutter schrieb — „endlich unter meinesgleichen!“ Sogar ein junger Baron war da, mit dem er außerordentlich sympathisierte. Kurt erzählte ihm von seinem Großvater mütterlicherseits, war selbst gerührt von dem Bitte, das er von ihm entwarf, und begriff nicht, daß seine Mutter so tief unter ihrem Stande hatte heiraten können, wobei ihm der junge Baron völlig zustimmte. Sie tauschten ihre Familientraditionen aus, erkundigten sich nach den beiderseitigen Taschengeldern und nahmen sich vor, sich einem vornehmen Klub anzuschließen.

Von nun an zitterte der alte Rat, wenn ein Brief seines Sohnes ankam. Stets brauchte er Geld. Es war kaum zu begreifen, wie in der Fährnrichs-Preffe so viele Bücher, Apparate und Meißelsteine verbraucht wurden, wie Kurt schrieb. „Gott, wenn es aber sein muß,“ sagte seine Frau, „dann dürfen wir Kurtchen nichts vorenthalten. Es wäre doch tiefbeschämend für ihn, hinter seinen Kameraden

zurückstehen zu müssen. Sie alle sind aus besseren Häusern und würden es an Spott nicht fehlen lassen, wollten wir wegen Pfenningen feilschen.“ Aber auch sie sah jetzt angstvoll jeder Post entgegen. Sie wußte, daß ihr Mann Schulden, große Schulden hatte; daß für Jahre hinaus auf die Hälfte seines Gehaltes Beschlagnahmung gelegt war; ja, daß seine Pensionierung vor der Thür stand. Was dann?

Und Kurt schrieb um Geld — immer und immer wieder um Geld! Die wenigen Verträge, die sie besaß, waren längst verkauft; heimlich hatte sie die Stuhuhhr und ihr seidenes Kleid zum Tröbder gebracht — wieviele Thränen es sie gekostet, das wußte nur sie.

Und endlich nahm das drohende Gespenst Gestalt an: der Rat wurde „gesundheitshalber“ in den Ruhestand versetzt; Kurt sollte nach Hause zurück.

Er war neunzehn Jahr alt, von sehr angenehmer Erscheinung und tabellosem Benehmen. Wenn er an das Glend daheim dachte, kam ihm ein Grauen an. Sollte es ihm mit seinen Vorzügen nicht gelingen, in der Gesellschaft, die ihm willig Thür und Thor geöffnet, festen Fuß zu fassen?

Seinem Freunde offenbarte er eine augenblickliche Geldverlegenheit, und abends gingen beide zu einem dunklen Ehrenmann, der ihnen gern aus der Not half. Und als er sah, wie einfach das war, wiederholte er nach vierzehn Tagen bei einem andern das Geschäft, nur daß er diesmal mit der Unterschrift des jungen Barons zeichnete.

Zu Hause erfuhren sie lange Zeit nichts mehr von ihm. In stumpfer Gleichgültigkeit verbrachten sie ihre Tage in einer kleinen Hofwohnung; thatenlos — hoffnungslos.

Bis an jenem furchtbaren Morgen die Nachricht kam, daß ihr einziger Sohn wegen Fälschungen verhaftet sei. Sie wagten nicht einander anzublicken; sie schämten sich ihrer falschen Erziehungsweise und ihrer langjährigen Energielosigkeit, die diesen Ausgang verurteilt hatten. Selbst die Käsin, die ihren Dank tief, aber zu spät bereute, wollte das mißratene Mutterföhnchen nicht mehr sehen. Und so ist er denn standesgemäß untergegangen.



Peruanische Schönheiten.

Curretin Lima phot.

Seine Frau und Kurt sprachen kein Wort mit ihm. In standesgemäßem Flüsteren unterhielten sie sich von der Bisitenkartentafel, dem neusilbernen Cigarrenetui und dem Briefbeschwerer aus Feuerstein, die einige entfernte Verwandte, an die man geschrieben, gefandt hatten.

Die Liebenswürdigkeit war garnicht genug zu rühmen; man sah doch daran, daß man noch Verwandte hatte. Herr Schulz hatte ganz schüchtern an die Gans, die prachtvollen Würste und das kostbare Schweinefleisch erinnert, das seine Schwestern anlässlich des hohen Feiertages ihm ins Haus geschickt. Kurt und seine Mutter mußten mitläufig lächeln. Späwaren! Und er erzählte das auch noch!

Von nun an war Kurt nicht nur in seinen, sondern auch in den Augen der meisten Bürger ein Herr. Sie waren auch alle entzückt von ihm. Er verstand zu grüßen wie kein anderer im Städtchen, spielte bereits Stat und nannte jede Frau, falls sie nicht zur arbeitenden Klasse gehörte, „gnädige Frau“. Er wußte über alles mitzureden, war stets höflich und gab außerordentlich viel auf reine Wäsche, durchgezogenen Scheitel und gepflegte Nägel. Niemand im Städtchen hatte Zeit oder Geduld, sich so lange in einem kleinen, halbblinden Spiegel zu sehen wie der junge Kurt Schulz.

„Ja,“ sagten die Bürgerfrauen in geheimem Reid, wenn sie ihre nichtsnutzigen Rangen ansahen, die bei einer Anrede dunkelrot wurden, vor Verlegenheit stotterten und Haare und Nägel zum Skandal trugen, „ja, an dem sieht man's doch, daß er aus guter Familie ist. Eine Freude ist's, solch' einen Sohn zu haben! Wie glücklich müssen Kanzleirats doch sein!“

Der Kanzleirat versuchte krampfhaft, beglückt auszuweichen, wenn er die Leute derartig sprechen hörte. Er schalt sich undankbar, daß er so hervorragende Vorzüge so wenig zu würdigen verstand. Alle sagten es doch und er...

An die Vorschüsse dachte er und an ziemlich deutliche Ermahnungen, sich nach den Verhältnissen einzurichten. An die Bemerkungen seiner Kollegen, „fürstliche Haushalte“ betreffend. An das Mittagbrot, das mitunter nur aus Kartoffeln und

Alle für den „Bazar“ bestimmten Briefe, Manuskripte, Zeichnungen und Bücher sind, ohne Verfüzung eines Namens, zu adressieren: An die Redaktion des „Bazar“, Berlin SW., Charlottenstraße 11.

Verlag der Bazar-Aktien-Gesellschaft (Direktor L. Ullstein) in Berlin SW., Charlottenstr. 11. — Verantwortlicher Redakteur: Gustav Dahms, Berlin. — Druck von B. G. Teubner in Leipzig. — Abonnementspreis pro Jahr 10 Mark.

Sierzu koloriertes Modenbild „Februar“ und Seite 69—72.

Noch allerlei Neuheiten für die Gesellschaftssaison.

Hierzu Fig. 1-5.

Unter den letzterhienenen, noch für die Wintersaison bestimmten Neuheiten dürfte die in Fig. 1 und 2 verbildlichte Kapotte aus schottischem Seidenstoff, die mit feinem, schwarzem Seidentüll unterfüttert ist, einen hervorragenden Platz einnehmen; denn obgleich vorwiegend nur Shawls und leichte Tücher als Kopfhüllen gewählt werden, bemüht sich die Mode doch auch in dieser Hinsicht, ab und zu etwas Neues zu schaffen. Unser Original besteht aus einem fast runden Teil von 50 zu 52 Cent. Durchmesser, dessen größere Breite quer über den Kopf geht. Man schneidet ihn in schräger Fadenlage und kräuft ihn, mit Ausnahme von 22 Cent. Länge an beiden Seiten, soweit ein, daß die Rundung 84 Cent. beträgt. Eine 220 Cent. weite Frijur aus gleichem Stoff, die für die vordere Mitte etwa 50 Cent. lang, im übrigen 8 Cent. breit geschnitten wird, ist dem Rande verfürzt aufgenäht; der Ansatz ist mit einem schwarzen Seidenband bedeckt (siehe auch die Rückansicht Fig. 2). Dem inneren Rande fügt man außerdem noch vier mit Sammetband begrenzte, sehr krause, rote Gazepuffs ein und verzieht die Kapotte mit schwarzen, 5 1/2 Cent. breiten Atlasbindebändern.

Anmutsvoll und grazios ist die Ball- oder Dinertoilette in Fig. 3 aus gestreifter rosa Petinseide; der hinten tiefe Falten bildende Rock ist vorn, ein Tablier abgrenzend, glatt mit gestickten Gazepuffs garniert. Die glatte Schneppentaille mit kurzen Puffärmeln ist am Ausschnitt mit einem faltigen, gestickten Gazefichu begrenzt, an dem die zartfarbigen Blüten mit japanischen Goldfäden umzogen sind. Vorn wird das Fichu mit einer rosa Seidenbandschleife zusammengefaßt, und von hier aus zieht sich nach den Seiten hin eine Charpe, um dort bis auf die Hälfte des Rockes herab zu rieseln.

Eine elegante Dinertoilette aus schwarzem Atlas und Spitze zeigt Fig. 4. Der Rock ist mit einem breiten Spitzenvolant bedeckt, unter diesem am Rande mit schmalen Frisuren garniert und, wie ersichtlich, vorn mit großen Schleifen geschmückt, von denen aus sich Bänder bis zum Gürtel ziehen. Die Taille hat breite, edige Aufschläge und einen Medicistragen, der wie die Aufschläge und die Taille mit feiner Federfranse begrenzt und mit Perlen besetzt ist. Den vorn offenen Teil der Taille begrenzt elfenbeinfarbene Gaze. Die Taille ist mit schwarzer Spitze geziert, zwischen welcher einzelne Bandösen ruhen. Auch die halbblangen Ärmel haben, außer den mit Federfranse und Perlstickerei verzierten Aufschlägen und Seidenpuffen, krause Spitzenmanschetten, die mit flotten Schleifen geziert sind. Diese Toilette eignet sich vorzüglich zur Aufarbeitung älterer, auch farbiger Seidenkleider, die in der Weise mit schwarzer oder gelblicher Spitze und Federbordüre garniert, wieder wie neu erscheinen. Die Perlstickerei kann übrigens auch ganz fortbleiben oder durch Passententrie ersetzt werden.

Für kleinere Gesellschaften geeignet ist die sehr chic wirkende Toilette aus silbergrauem Wollstoff und grüner Seide in Fig. 5. Der Rock hat vorn zu beiden Seiten unten je zwei etwa 30 Cent. hohe Einschnitte mit feilartigen, in Tollfalten geordneten Einsätzen, an deren oberer Spitze sich je eine flotte, grüne Bandschleife befindet. Die Taille ist von einem breiten, faltigen, grünen Seidengürtel umspannt, den vorn eine schmale, sehr hohe Goldschnalle ziert. Bis zu dem Gürtel hernieder fällt ein unsichtbar auf der Schulter und unter dem Arm geschlossenes Jäckchen, dessen unterer Rand mit einer grünen Wandrüsche und Stiderei geziert ist. Ein Stehtragen aus grüner Seide schließt die Taille oben ab. Die sich am Handgelenk erweitern und geschlitzten, mit grünen Seidenpuffs umgebenen Ärmel haben kurze, geteilte Puffen.

Bezugquellen: Paris, Maison Coussinet, 43 rue Richer: Fig. 3 und 5; Mme. Gradoz, 67 rue de Provence: Fig. 4; Berlin, Herrmann Gerson: Fig. 1 und 2.

Bur gefl. Beachtung.

Wir machen wiederholt darauf aufmerksam, daß wir von allen Mode-Abbildungen des „Bazar“ aus geschnittene Papier-Schnittmuster in Normalgröße und nach Maß zu Vorzugspreisen direkt portofrei liefern.

Zu den Schnittm. nach Maß sind genaue Maße nach unsern Angaben erforderlich. Näheres darüber enthält unser Prospekt, den wir auf Wunsch gratis und franko versenden. — Da die Verkaufspreise nicht annähernd unsere Kosten für Herstellung, Papier und Porto decken, so können wir das Bezugsrecht auf Schnittmuster nur unsern Abonnenten als eine Vergünstigung einräumen. Jeder Bestellung ist daher die Abonnements-Quittung beizufügen. Bestellungen ohne Abonnements-Quittung führen wir nicht aus.

Administration und Redaktion des „Bazar“.

Aussteuer-Versicherung.

Nachdruck verboten.

Die einschneidenden Veränderungen, die sich in Handel und Gewerbe während des laufenden Jahrhunderts vollzogen haben, greifen auf hundertertei verschiedene Arten gestaltend in das Leben der modernen Frau ein. In früherer Zeit wurde der weitaus größte Teil der Ausstattung einer Tochter im Laufe der Jahre von der Mutter angesammelt. In den feststehenden Heimstätten einer sesshaften Bevölkerung wurde man nicht gewahr, daß jeder Lagerraum für aufgespeicherte Vorräte Miete kostet. Auch stand der größeren Langsamkeit des Verkehrslebens eine relativ höhere Sicherheit der in Geld bemessenen Kapitalien gegenüber. In der Neuzeit rechnet man in Handel und Gewerbe mit höheren Gewinnanteilen, man ist dafür aber auch auf viel beträchtlichere Verlustsummen gefaßt. Daher kann es sogar in sehr wohlhabenden Familien vorkommen, daß die Summen zur Beschaffung einer Aussteuer für die erwachsene Tochter nicht in dem Augenblick zur Verfügung stehen, wo sie gebraucht werden. In

Familien, deren Einkommen vorwiegend aus dem festen Gehalt des Hausherrn besteht, ist es noch viel seltener möglich, die Aussteuer einer Tochter zu irgend einer beliebigen Zeit zu beschaffen. Zum mindesten eben so schwer hält es, zur geeigneten Stunde die Summe zur Verfügung zu haben, die zur Ausbildung des Mädchens für einen festen, heute überaus notwendigen Beruf erforderlich ist. Gerade die Natur der modernen Geldwirtschaft, die Schnelligkeit des Umlages, die Betriebsamkeit der Maschinenindustrie haben das Wertmaß für die weibliche Arbeitskraft so gründlich verändert, daß keine einzige Frauenaft im volkswirtschaftlichen Sinne noch als Null angesehen werden darf. Im modernen Leben sind die Gebiete des Erwerbens und Erhaltens nicht mehr scharf gegeneinander abgegrenzt; Frauen und Männer sind gezwungen, beides zu lernen und zu üben. In das Gebiet des Erhaltens gehört die Sorge für die Zukunft, die in einer Kapitalanlage ihren Ausdruck findet.

Schon lange ist es in allen Familien des Mittelstandes Sitte, für jedes Kind ein Sparkassenbuch anzulegen und die Beträge durch Einlagen von beliebiger Höhe zu vermehren. Diese Art des Sparens bleibt jederzeit empfehlenswert und unzweifelhaft sicher. Sie übt auf die sittlich starken, an Selbstzucht gewöhnten Charaktere einen bleibenden Reiz aus. Vor allem sind Sparkassen wertvoll als Erziehungsmittel für Kinder; sie haben in diesem Sinne volle Berechtigung und werden in Form der Schulsparkassen seit langem zur zielbewußten Hebung des Gemeinwohls herangezogen. Es sind jedoch in der Gegenwart viele Familien in den Besitz relativ hohen Einkommens gelangt, bei denen der Sparfuss noch nicht in gleichem Maße durch die Tradition der aufeinanderfolgenden Geschlechter entwickelt ist. Erfahrung und Beobachtung haben gelehrt, daß die „Tugend“ richtiger Sparfuss zum guten Teil „Gewöhnung“ ist, die sich an einen festen Besitzstand bindet. Wo diese Gewöhnung also noch nicht ererbt ist, empfiehlt es sich, zu Zwangsmaßnahmen seine Zuflucht zu nehmen, denen man sich freiwillig fügt. Dies geschieht bekanntlich auf dem Wege der Versicherung.

Versicherungen gründen sich auf Solidarität; die Vielen übernehmen das Risiko, das dem Einzelnen in dem geschärften Existenzkampfe der Neuzeit zu schwer wird. Jeder trägt einen geringen Prozentsatz der Gefahr und verringert dadurch die Gefahr, die für alle besteht. Es giebt vielerlei Formen der Aussteuerversicherung; sie sind verwickelter Natur, weil es sich dabei um Lebens- und Todesfall des Versicherten und des Versicherungsnehmers. Getreu den Grundsätzen aller Lebensversicherungen wird die Höhe der Beitragsleistung zum Teil danach bemessen, ob man bei Todesfall des Versicherten wünscht, daß die eingezahlte Summe mit größerem oder geringerem Zinsverlust an den Versicherungsnehmer zurückfällt, oder ob man beim Todesfall des versicherten Kindes auf die eingezahlte Summe verzichtet, die dann der Gesamtheit zugute kommt. Nach diesem System verfährt u. a. die Stuttgarter Rentenanstalt (Tübingerstraße). Will man z. B. einer noch nicht ein Jahr alten Tochter im zwanzigsten Lebensjahr die Summe von 2000 M. versichern, so sind jährliche Prämien von 67 M. 40 Pf. oder 63 M. zu zahlen, je nachdem man Rückzahlung der Summe im Todesfall wünscht. Unter ähnlichen Bedingungen schließen die meisten Lebensversicherungsgesellschaften Aussteuerversicherungen ab. Die Militärdienst- und Aussteuer-Versicherungsgesellschaft „Hannovera“ in Hannover gefattet, die eingezahlte Versicherungssumme im Todesfall des Versicherten auf ein andres Kind zu übertragen. Diese Gesellschaft trifft auch Vorkehrungen für das Fortbestehen der Versicherung im Todesfall des Versicherungsnehmers. Es wird alsdann, z. B. bei einer jährlichen Prämie von 269 M. (auf 5000 M. im zwanzigsten Lebensjahr des Versicherten), eine einmalige Zusatzprämie von 214 M. gezahlt. Stirbt nun der Vater nach sechs Jahren, so bleibt die Summe dem Kinde versichert, falls es das zwanzigste Lebensjahr erreicht. Die „Viktoria“ Versicherungsgesellschaft in Berlin (Vindenstr. 20/21), gewährt unter bestimmten Bedingungen die Versicherung der Aussteuer auch ohne ärztliche Untersuchung des Versicherungsnehmers. Sie verbindet nach Wunsch die Aussteuerversicherung mit ihrer allgemein bekannten Volksversicherung, einer Lebensversicherung ohne ärztliche Untersuchung mit Zahlung in Wochenbeiträgen, deren Unterabteilung „Kinderfürsorge-Versicherung“ bezweckt und die Auszahlung der versicherten Summe auf alle Fälle feststellt. Der geringste Wochenbeitrag beläuft sich auf 10 Pf., die höchste Versicherungssumme stellt sich auf 4000 M. Diese Form der Versicherung macht sich gegenüber den laufenden Haushaltungsausgaben nicht fühlbar, und man kann ja nebenher noch Einlagen in eine Sparfasse machen. Bei der Kinderversicherung der „Viktoria“ steht es dem Versicherungsnehmer frei, die Police im Todesfall des Kindes auf ein andres schreiben zu lassen oder sie in eine beitragsfreie zu verwandeln. In diesem Fall kommt der Gewinnanteil später nicht zur Auszahlung. Die Gothaer Lebensversicherungsgesellschaft schließt Aussteuerversicherungen in Form der sogenannten abgekürzten Versicherungsfürst ab. Die Prospekte der verschiedenen Versicherungsgesellschaften müssen gründlich studiert werden, ehe man eine Entscheidung trifft. L. Dankwardt.



Fig. 1. (Hierzu Fig. 2.)



Fig. 2.



Fig. 3.



Fig. 4.



Fig. 5.

Aus dem Berufsleben der Frau.

Nachdruck verboten.

Die Schriftstellerin.

Im Lande der Dichter und Denker ist man mehr noch als in andern Kulturländern geneigt, die Ehre eines Standes oder Berufes nach dem Grade abzuschätzen, in dem er körperliche Thätigkeit in Anspruch nimmt. Je weniger physische Kraft ein Beruf erfordert, je weniger Abhängigkeit von Menschen er bedingt, desto höherer Ehre wird er würdig gehalten. Ist nun gar ein Beruf mit der Aussicht auf einen oft gedruckten Namen, vielleicht auf unsterblichen Ruhm verknüpft, so erscheint er gar vielen von zauberischem Irlichterglanz umgeben — ein Mittel, um den Zugang zu den Höhen der Menschheit zu erreichen.

Besonders verlockend erscheint der Beruf der Schriftstellerin, weil man durchschnittlich noch im Publikum eine ziemlich phantastische Vorstellung von ungeheuren Autorhonoraren hat, die den glücklichen Besizern gewandter Federn gezahlt werden. Eine gewandte Feder besitzt ja selbstverständlich jede gebildete Dame, deren Aufsätze ihr in der Schule gelegentlich ein „gut“ oder „recht gut“ eingetragen haben. Man wird doch überhaupt nicht so „ungebildet“ sein, seinen guten Stil zu schreiben; das bißchen Deutsch muß doch jeder Dame von selbst anfliegen, die wöchentlich sechs Stunden Französisch und vier Stunden Englisch getrieben hat und in der Literaturgeschichte von drei Sprachen bewandert ist. Wenn zur Schriftstellerei noch irgendwelche weitere Bildung erforderlich wäre, so müßte es doch längst Lehrstühle an den Universitäten oder Akademien, Konsektorien u. dergl. m. für Schriftsteller und Schriftstellerinnen geben — so sagt sich der gesunde, bürgerliche Menschenverstand.

Talent, das räumt man ein, gehört ja wohl ebenfalls dazu. Aber da ist z. B. Fräulein Alma Müller, die für ihre Novellen von der Redaktion des Aftädel Anzeigers volle zehn Mark Honorar erhielt. Und Alma Müller ist doch gar nicht so viel klüger als wir andern alle — warum sollten wir also nicht ebenjogut schreiben können? Daß der Redakteur schon ein paar andre Novellen von Alma Müller in sehr höflicher, aber bestimmter Form abgelehnt hat, erzählt die junge Dame niemandem. Sie freut sich lieber weiter an der Glorienpflanze ihres neugeborenen Ruhmes. Sie läßt es staunend von Bekannten erzählen, daß sie eine Schriftstellerin ist.

Bestreiten läßt sich das auch nicht, nur wird dabei vergessen, daß im Leben jeder Frau ein oder mehrere Augenblicke eintreten, wo sie wirklich dichterisch empfindet. Es hängt von tausend Nebendingen, sogenannten Zufällen ab, ob sie diese Dichtung niederschreibt und ob die Dichtung dann gedruckt wird. Nachweislich ist schon manches Familienglück daran gescheitert, daß Frauen, denen ein einziger, wahrscheinlich erster Wurf auf literarischem Gebiete gelang, nun berufen zu sein glaubten, ein für allemal Schriftstellerinnen zu sein. Sie vernachlässigen darüber die nächstliegenden Pflichten und martern sich selbst und ihre Umgebung durch vermeintliche Genialität. Ohne Zweifel giebt es frühreife Talente und unter den lebenden Schriftstellerinnen befinden sich ziemlich viele dieser Art. Noch viel mehr Sterne aber verlöschen so schnell, wie sie am literarischen Himmel erscheinen! Es ist auch für die Schriftstellerin „der Fleiß vor das Talent gesetzt“; das unbewußte Können wird immer nur Augenblickserfolge einbringen, das bewußte allein kann einem auskömmlichen Lebensberuf als Grundlage dienen. Eine gefestigte Lebensanschauung ist für alle Zweige des literarischen Schaffens unentbehrlich, denn auch kleinere Arbeiten aller Art erfordern unbedingt die Fähigkeit, dem Stoffe gegenüber einen einheitlichen Standpunkt einzunehmen. Kunst ist immer „ein Stück Natur durch ein Temperament gesehen“, oder das „Unsichtbare sichtbar gemacht“; der Dichter sagt, was

alle fühlen! Die reichste Phantasie richtet nichts aus ohne die Beihilfe eines geschulten klaren Verstandes. „Lotti, die Uhrmacherin“ von Marie v. Ebner-Eschenbach giebt ein schönes Beispiel davon, wieviel praktische Sach- und Lebenskenntnis „selbst“ für die Romanschreiberin nötig ist.

Wenn praktische Kenntnisse nötig sind, heißt es nun wieder, so muß man ja auch das Romanschreiben erlernen können. Bis zu einem gewissen Grade ist das der Fall, denn z. B. Ida Boy-Ed hat, wie sie erzählt, eine achtjährige Lehrzeit durchgemacht. Ein bedeutender englischer Schriftsteller nimmt sogar zehn Jahre für das Ausreifen des Talentes in Anspruch, sagt aber: „Wer nach drei Jahren nicht imstande ist, von seinen Schriftstellerhonoraren einen anspruchslosen Lebensunterhalt zu bestreiten, soll alle weiteren Anstrengungen in dieser Richtung einstellen und Buchhalter, Sekretär oder dergl. werden.“

Der Journalismus läßt sich erlernen; er ist unter den modernen literarischen Verhältnissen zum Erfolg in der Dichtkunst unentbehrlich, in der Prosadichtung am meisten. Die poetische Schaffenskraft, trotzdem sie im intensivsten Empfinden, gepaart mit intensivstem Willen, besteht, kann wohl entwickelt und gepflegt, aber nicht erlernt werden! Unter den erfolgreichsten Schriftstellerinnen der Gegenwart finden sich solche, die hundert und mehr Arbeiten verschiedenen Redaktionen anboten, ohne viele zu verkaufen und ohne berührt zu werden. Es ist also nicht unbedingt zu sagen, daß geringe Anfangserfolge Talentlosigkeit verbürgen; andererseits ist aber der sogenannte unüberwindliche Schaffensdrang sehr weit davon entfernt, das unfehlbare Zeichen dichterischer Begabung zu sein. Anschluß an die Geistesströmungen der Zeit ist unentbehrlich für jene, die mit der Feder arbeiten will. Philosophische, psychologische, ethische und ästhetische Probleme werden von der Tagesliteratur beständig der Umbildung und Neuwertung unterworfen. Wer nicht die Kraft besitzt, Neues oder wenigstens Altes in neuer Beleuchtung, von einem eigenen sicheren Standpunkt gesehen, zu geben, der lasse die Hand von der Feder! Es ist der Litteratur wenig damit gedient, wenn „nach berühmten Mustern“ gearbeitet wird.

Für die Mitarbeit an Fachzeitschriften ist ein gründliches Studium des gewählten Faches unerlässlich. Um über Moden zu schreiben, braucht man natürlich nicht perfekt Schneider zu können; wohl aber muß man über eine große Anzahl von Ausdrücken verfügen, die nur aus der Praxis eines guten Meisters gelernt werden können. Warenkenntnis ist ebenfalls bis zu einem gewissen Grade erforderlich, und einige Kenntnisse der Stilgesetze textiler Ornamentik wird jedenfalls nicht vom Uebel sein. Auch Kostümkunde ist durchaus notwendig!

Ähnlich steht es mit jedem andern Fach. Der deutschen Hauswirtschaft und der Allgemeinbildung der Frauen würde es sehr förderlich sein, wenn Schriftstellerinnen für das hauswirtschaftliche Fach sich das Studium der Volkswirtschaftslehre mehr angelegen sein ließen. Auch von Chemie und Physik müssen sie solide Grundbegriffe besitzen. Es giebt Fachschriftstellerinnen auf den Gebieten der Kunstkritik, der archäologischen Forschungen, der Naturwissenschaft, der Sprachforschung u. a. m. Tüchtige Arbeit, ganz gleich ob von Männern oder Frauen herrührend, findet überall Anerkennung, und selbst die Universitäten halten mit Ehrenbezeugungen den gründlichen Leistungen gegenüber nicht zurück. Eine gründliche Arbeit ist natürlich nicht unbedingt für jedes Blatt brauchbar; man muß aber auch die Blätter, für die man arbeiten will, gründlich kennen. Die Ablehnung einer Arbeit beweist nicht immer, daß sie unbrauchbar ist.

Feste Anstellungen in Redaktionen werden, der Lage der Dinge entsprechend, immer nur einer sehr kleinen Anzahl von Frauen zugänglich sein. Das Angebot von männlichen Arbeitskräften überwiegt auf diesem Gebiete die Nachfrage so wesentlich,

daß diese Laufbahn für Frauen wenigstens heute noch nicht als aussichtsreich bezeichnet werden kann. Dagegen wird allgemein eingeräumt, daß sich der gegenwärtige Bedarf an Tageslitteratur schwerlich mehr ohne die Beihilfe von Frauen würde decken lassen.

Verschiedene Frauen haben bereits mit Erfolg über Politik geschrieben. Als Berichterstatterinnen haben sich recht viele hervorgethan. Hierzu gehören gute Verbindungen, große Umsicht und Geschwindigkeit und ein sicherer Griff, der im ersten Augenblick imstande ist, Wesentliches vom Unwesentlichen zu unterscheiden. Zeitungskorrespondenzen, d. h. Berichte, die für verschiedene Zeitungen vervielfältigt und gleichzeitig versendet werden, sind ebenfalls schon mit Erfolg von Frauen herausgegeben worden.

Das Uebersetzen aus fremden Sprachen glaubt jede einstufige Besucherin einer höheren Töchterchule selbstverständlich besorgen zu können. Und doch sind die wenigen, wirklich tüchtigen Uebersetzerinnen sehr bald gezählt. Es ist nicht leicht, das Uebersetzungsrecht so schnell zu erlangen, wie es oft zu wünschen wäre; häufig beträgt die Ausgabe für dies Recht mehr als das Honorar, das der deutsche Verleger der Uebersetzerin zahlt. Namhafte Honorare für Uebersetzungen aus dem Englischen und Französischen sind fast nur für wissenschaftliche Arbeiten mit technischen Ausdrücken und Fachkenntnis zu erzielen. Bezeichnend für das Verhältnis von Angebot und Nachfrage auf diesem Gebiete ist die Thatsache, daß die Uebersetzungen aus der reichhaltigen skandinavischen Litteratur (dänisch, norwegisch, schwedisch und finnisch) sich fast ausschließlich in den Händen von einigen wenigen Schriftstellerinnen befinden. Die südeuropäischen Völker bieten verhältnismäßig wenig Stoff, der sich dem deutschen Empfinden anpassen läßt. Zu erfolgreichem Uebersetzen ist gründliche Kenntnis der Lebensverhältnisse des fremden Landes und ein sehr feines Anpassungsvermögen an fremde Stimmungen und Anschauungen erforderlich! Die Kenntnis der Muttersprache und des heimischen Lebens muß dabei sehr tief gewurzelt sein! Nur so ist es möglich, jene intimen Reize der Sprache und der Charakteristik zu geben, die zur Förderung der kosmopolitischen Bildung und zum Kulturfortschritt wertvolle Beiträge liefern. Das Uebersetzen aus fremden Sprachen ist für angehende Schriftstellerinnen als eine sehr gute Vorübung zu bezeichnen. Allerdings muß die Selbstkritik stark genug sein, um den Augenblick zu erkennen, wo solche Arbeit der Eigenart, der eigenen Art, die Dinge zu sehen und darzustellen, gefährlich wird.

Daß man fast ausschließlich auf das Selbststudium angewiesen ist, bildet einen Hauptreiz des schriftstellerischen Berufes. Für die Zwecke wissenschaftlicher Studien bietet z. B. die Humboldt-Akademie in Berlin viele gute Handhaben; außerdem kann nach Bedarf der Besuch von Museen, Kupferstichsammlungen und die Benutzung von wissenschaftlichen Bibliotheken zur Hilfe genommen werden. Es giebt auch nahezu an jeder Universität verschiedene Kollegien, zu denen Frauen mit besonderer Erlaubnis des Rectors als Hospitantinnen zugelassen werden. Kunstreisen und reichlicher Musikgenuss werden sich als nützlich erweisen. Wer nur einigermaßen solide Anfangsgründe in der Kunst des Schreibens gelegt hat, wird merken, wieviel Verwandtschaft zwischen musikalischem Schaffen, zwischen architektonischen Arbeiten, zwischen Malerei und ornamentaler Zeichnung einerseits und zwischen litterarischer Arbeit andererseits besteht.

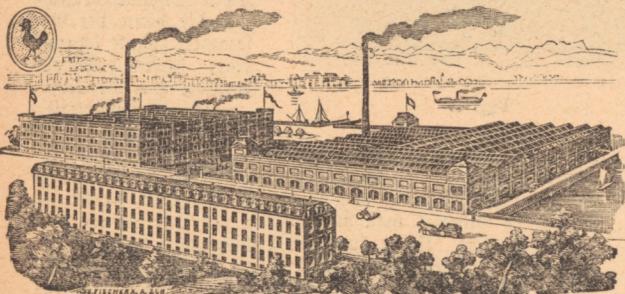
Alle diese Vorkenntnisse aber, welche die Journalistin sich durch Fleiß und Studium recht wohl aneignen kann und soll, machen noch immer nicht die Schriftstellerin aus: sie muß es selber „fühlen“, sonst wird sie's „nicht erjagen“! E. Hagen.

Für den Anzeigenteil verantwortlich: Georg Gräbert in Berlin.

Der Insertionspreis beträgt
M. 1,50 = 2 Fcs. = 1 sh. 6 d. = 1 fl. holl. = 1 fl. ö. W.
pro Doppelparallele-Beile.

Anzeigen.

Alleinige Annoncen-Ammahme
Rudolf Mosse, Berlin S.W.
und dessen Filialen.



Seide!

auch meter- und robenweise
an Private direkt!

Schwarze, weiße und farbige „Henneberg-Seide“		von 60 Pfg. bis Mk. 18.65
per Meter — glatt, gestreift, kariert, gemustert, Damaste zc. (ca. 240 verschiedene Qualitäten und 2000 verschiedene Farben, Dessins zc.)		
Braut-Seide v. 95 Pfg. — 18.65	Seiden-Ballstoffe v. 60 Pfg. — 18.65	
Seiden-Ripse „ 1.85 — 13.45	Seiden-Surahs „ 1.35 — 7.10	
Seiden-Damaste „ 1.35 — 18.65	Seiden-Taffete „ 1.45 — 9.30	
Seiden-Bastkleider pro Robe & „ 13.80 — 68.50	Seiden-Grenadines „ 1.35 — 11.65	
Seiden-Foulards „ 95 Pfg. — 5.55	Seiden-Bengalines „ 1.95 — 9.80	
Seiden-Maschen-Atlas „ 60 — 3.15	Seiden-Faille française „ 2.45 — 9.85	
Seiden-Merveilleux „ 75 — 9.65	Seiden-Crêpe de Chine „ 2.35 — 10.90	

Durchschnittliches Lager: ca. zwei Millionen mètres.
Seiden-Armures, Monopols, Crisalliques, Moire antique, Duchesse, Princesse, Moscovite, Marcellines, Louise, Grisaille, Comtesse, Rhadames, Luxor, seidene Steppdecken- und Rahmenstoffe zc. zc. porto- und steuerfrei ins Haus. — Muster und Katalog umgehend. — Doppelpost-Briefporto nach der Schweiz.

Seiden-Fabriken G. Henneberg (k. u. k. Hofl.) Zürich.

porto- und steuerfrei ins Haus!

Seiden-Fabriken G. Henneberg, Zürich (K. & K. Hoflieferant).

Lassen Sie sich nicht irre machen

täuschend ähnlichem Etiquette — meistens nicht einmal billiger — verkauft worden, deren geringe Haltbarkeit sich beim Tragen sofort herausstellte. Vorwerk's Velourschusborde ist nicht zu verwechseln mit der vielfach angepriesenen Mundplüsch-Schusborde, welche aus der als unsolide bekannte Mundschulle hergestellt ist und sich deshalb schnell abmüht. Die Original-Qualität ist fortan kenntlich an dem in kurzen Abständen auf die Borde deutlich aufgedruckten Namen „Vorwerk“. Verlangen Sie sowohl beim Einkauf im Laden als auch am fertig bezogenen Kleide diesen Nachweis, und wenn derselbe, weil neu eingeführt, an allen Farben noch nicht vorhanden ist, so achten Sie darauf, daß unter allen Umständen bei der Vorwerk'schen Original-Waare am letzten Ende eines jeden Stückes ein rothes Siegel mit dem Namen „Vorwerk“ vorhanden sein muß. In gleicher Weise sind die unentbehrlichen Vorwerk'schen Gebrauchssartikel: Hundgewebe, Taschen- und Gürtel-einlage, Rockart und Gloria-Gaze (Seiffutter zum Abblättern der Kleider), gekennzeichnet durch den Namen des Erfinders „Vorwerk“.

beim Einkauf von Velours-Schusborde durch die vielen Nachahmungen von theilweise sehr geringer Güte. Achten Sie genau auf Vorwerk's unverwundliche Original-Qualität; denn vielen Käuferinnen ist in Geschäften, in welchen das Plakat des Erfinders ausliegt, unter der Marke „Vorwerk“ eine minderwertige Waare mit

Das Kakaobad!

„Was verordnen Sie gegen meine Nervosität, Herr Sanitätsrat? Wieder Bäder?“
„Ja, heiße Bäder. — Diesmal Kakaobäder!“
„Kakaobä —“
„Innerlich natürlich, meine Gnädigste, innerlich!“
„Wie soll ich das verstehen?“
„Keine Kaffebäder, keine Theebäder mehr, sondern Kakaobäder. Keinen nervenzerrütenden Kaffee und Thee mehr, sondern morgens und abends reinen, deutschen Kaka, wie ihn die Kaka-Versand Compagnie Theodor Reichardt, Halle a. S., direkt an die Konsumenten versendet!“
Kostproben umsonst!

Antiquitäten und Münzen
verkauft an diesbezügliche Liebhaber und Selbstkäufer Felix Walter, Westend bei Charlottenburg bei Berlin, Horn-Allee 33, Eingang: Platane-Allee 2.

Das beste u. berühmteste Toilettepuder VELOUTINE FAY EXTRA POUDE DE RIZ mit BISMUTH zubereitet. — 9, Rue de la Paix, PARIS.



Haushaltungs-Thee . . . 2.50	per 1/2 Kilo	Bei franco Postsendung von 2 1/2 Kilo incl. Verpackung
Familien-Thee . . . 3 —	1 Zone	12.75 13 —
Frühstücks-Thee . . . 3.50	2-5 Zone	15.25 15.50
Gesellschafts-Thee . . . 4 —		17.75 18 —
Club-Thee . . . 4.50		20 — 20 —
Neotar-Thee . . . 5 —		22.50 22.50
Five o'clock-tea . . . 5.50		25 — 25 —
Non plus ultra . . . 6.50		27.50 27.50
Karawanen-Thee . . . 7 —		32.50 32.50
Kien-Long . . . 10 —		35 — 35 —
		50 — 50 —

GEORG SCHEPELER, THEE-IMPORT, FRANKFURT A. M.

Es gibt bald keine Braut mehr

welche nicht das Zuschneiden, sowie Anfertigung der Damengarderobe in dem seit 15 Jahren rühmlichst bekannten Lehr-Institut „Bild. Bekleidungs-Akademie Stuttgart“ (Abteilung: Zuschnit der Damengarderobe) erlernt hat. Größter Erfolg garantiert! Man veräume nicht, sich umgehend ausführlichen Prospekt gratis und franco kommen zu lassen. Damen aller Stände besuchen dieses Institut.

Tannofom-Streupulver und -Salbe. (Patentirt.)

Bestes Mittel gegen übermäßiges und krankhaftes Schwitzen an den Füssen, unter den Armen u. s. w., zerstört den lästigen Geruch und macht das Tragen von Schweißblättern unnötig. Tannofom ist geruchlos; seine Anwendung ist vollkommen ungefährlich und von ärztlichen Autoritäten empfohlen; einfaches Einpulvern genügt. Zu beziehen durch alle Drogenhandlungen und Apotheken oder direkt durch E. Merck's Apotheke, Darmstadt.

Bücherchau.

„Der Zauberer Cypranus.“ Von Ernst von Wildenbruch. Berlin, Freund u. Jodel. — Ein ernster Philosoph ist er, Cypranus, der Verächter schöner Frauen, den sie in Antiochien den Zauberer nennen ob seiner tiefen Weisheitsfülle. Nur der Wissenschaft ist sein Leben gewidmet, und stolz und verächtlich blickt der erhabene Weise auf das üppige Leben der verführerischen Stadt am Dromos. Da naht auch ihm die beseligende Stunde der Heimführung: die hübsche Praxidike, die heimliche Christin, die er unter den Händen der Folterknechte erblickt, entflammt das Herz des Philosophen zu wilder Leidenschaft. Und in der durch die neue Religion verkürzten Liebe finden sich die hebelhafte Jungfrau und Cypranus der Nazarener. Mit dramatischer Plastik sind die beiden Gestalten gezeichnet; die bewegte Handlung ist von dem Dichter mit hinreißender Kraft und in glühenden Farben geschildert.

„Geschichte der französischen Litteratur.“ Von Eduard Engel. Leipzig, J. Neuberger. 5 M. — Engels reichhaltiges, flott geschriebenes und instruktives Werk, das bereits in vierter Auflage erscheint, hat den Vorzug, daß es das gesamte Gebiet in einem Bande behandelt. Die zahlreichen bibliographischen Nachweise und Proben machen das empfehlenswerte Litteraturwerk, das besonders über die modernen Autoren eine verständnisvolle Uebersicht giebt, gleichzeitig zu einer anregenden Lektüre und einem nützlichen Nachschlagewerk.

„Das Recht der Mutter.“ Von Helene Böhlau. Berlin, F. Fontane u. Co. 6 M. — Die Verfasserin ist als Vorkämpferin gegen übertriebene Konvention, Prüderie und verknöcherte Vorurteile bekannt. Auch in dem vorliegenden Roman beschäftigt sie sich, wie schon der Titel andeutet, mit einem solchen interessanten Thema, dessen Behandlung unser Interesse wohl zu fesseln vermag.

„Zur Neujahrszeit im Pfarrhause von Röddebo.“ Von Nicolai (Henrik Scharling). Dresden, G. Kühmann. 4 M. — Die Idylle des dänischen Predigerheims ist reich an gesundem Humor und kindlicher Naivität. Daß die anspruchslose Erzählung bereits in 6. Auflage vorliegt, verdankt sie wohl in erster Linie ihrer gemüth- und lebensvollen Darstellung, die mitunter an Fritz Reuter gemahnt. Auch die künstlerische Ausstattung verdient lobende Erwähnung.

„Die deutsche Frauenbewegung.“ Von Prof. Dr. Gustav Cohn. Berlin, Gebr. Paetel. — Das Buch giebt einen dankbaren Ueberblick der tatsächlichen Entwicklung der deutschen Frauenfrage und sucht die Ziele der Gegenwart zu bestimmen. Der maßvolle Ton und die streng wissenschaftliche, objektive Untersuchungsart des Verfassers, der an der Universität in Göttingen doziert, heben das Buch hoch über die Duzendware, die jetzt alljährlich die aktuelle Frauenfrage auf den Büchermarkt wirft.

„Deutsche Liebe.“ Aus den Papieren eines Fremdlinges. Von Max Müller. 10. Aufl. Leipzig, F. A. Brockhaus. Geb 3 M. — Die Dichtung, die den berühmten Orientalisten in Orford zum Verfasser hat, erzählt in anmutiger, tiefinniger Weise die Herzengeschichte eines hochbegabten Künstlers und einer deutschen Prinzessin.

„Aphorismen.“ Gedanken und Meinungen von E. Wertheimer. Mit einem Vorwort von François Coppée. Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt. 3 M. — Obwohl der Verfasser ein Ungar ist, lesen sich die von ihm selbst in unsre Sprache übertragenen, im Original französischen Sprüche nicht wie Uebersetzungen. Ihr Stil ist wohlgeklungen, einige dieser Gedanken und Meinungen sind Perlen gereifter Lebenserfahrung.

„Mathildis.“ Ein rheinischer Minnesang aus der Zeit der Hohenstaufen. Von Karl Proben. Schleswig, J. Bergas. — Die Dichtung ist nicht frei von dem konventionellen Minneton, den die Nachahmer der Schöffel, Wölff und Baumbach pflegen. Im ganzen aber ist sie, trotz ihrer Breite, höher anzuschlagen als manche un-reife Frucht, die an verwandtem Baume gewachsen. Mitunter hat man die Empfindung, als sei von dem Dichter noch Größeres zu erwarten. Die Ausstattung des Buches ist künstlerisch und vornehm.

Kunstarbeiten.

Majolika-Imitation.

Zu der hübschen, wie Majolika wirkenden Modellarbeit wird eine neue Knetmasse verwendet, die wesentlich leichter als das bisherige Material herzustellen und zu behandeln ist. Auch minder geübten Händen ist dadurch ein Gelingen der Arbeit gesichert.

Zur Bereitung der Knetmasse läßt man sich in einem Drogengeschäft Zinkweiß so dick einrühren, daß die Farbe nicht mehr fließt. Zu 200 g dieser Farbe nimmt man etwa 220 g trockene, durchgeseigte Schlemmcreide und knetet diese nach und nach unter die auf einen Teller gebrachte Delfarbe. Unter steter Zugabe von Schlemmcreide wird die Masse so lange geknetet, bis sie völlig schmieglam ist. Je mehr Schlemmcreide hinzukommt, um so schwieriger ist dieser Teil der Arbeit, sodas man zuletzt die Masse teilen und jeden einzelnen Teil mit der Hand bearbeiten muß. Zuletzt erscheint die Masse wie Krume, doch muß sie auch in diesem Fall so lange bearbeitet werden, bis sie wieder zusammen-



Wanddecoration: Glasplatte mit modellierten Blumen; Rahmen aus Baumrinde.

hängend und schmieglam ist. Es kann zuweilen etwas mehr oder weniger Schlemmcreide nötig sein, da ihre Menge von der Zusammensetzung der Farbe abhängt.

Zur Arbeit selbst bedarf man nur eines Federmessers und einer gewöhnlichen Glasplatte, auf der die Stiele ausgerollt, die Blätter und Blütenblätter geschnitten werden. Man nimmt für jedes zu formende Blatt ein Kügelchen der Masse, drückt es mit den Fingern breit und dünn und bildet durch Einschneiden und Eindrücken mit dem Messer den Rand und die Form. Hautabdrücke, die sich zeigen, sind mit dem Finger zu glätten.

Die Arbeit wird auf einer entsprechend großen, weißen Glasplatte ausgeführt. Modelliert man nicht nach der Natur, sondern nach einer Vorlage, so legt man diese unter die Glasplatte, wodurch man das Aufzeichnen erspart. Man ordnet nach der Vorlage in den meisten Fällen zuerst die Stiele, dann jedes einzelne der Laub- und Blütenblätter. Man hebt sie mit dem Messer auf die Glasplatte und giebt ihnen eine möglichst gefällige Form, indem man sie dabei leicht auf die Platte drückt. Nach Beendigung der Arbeit läßt man sie so lange liegen, bis sie völlig erhärtet ist; dann erst übermalt man nach der Vorlage Blätter und Blüten, wobei die Delfarbe zweckmäßig verdünnt wird, damit sie recht durchsichtig erscheint. Sind die Farben trocken, so wird die

Arbeit mit Malfirnis oder Mohnöl überzogen, wodurch sie einen matten Glanz erhält. Zur vollen Wirkung aber kommt sie erst, nachdem man die Glasplatte auf der Rückseite mit Delfarbe bestrichen hat. Hierzu ist Eifenbeinweiß, ein zartes Gelb oder Grau am meisten zu empfehlen. Unterhalb des Blumenstückes kann man die Farbe leicht etwas dunkler schattieren, wodurch sie stärker zum Ausdruck gelangt.

Hat man von der Knetmasse etwas übrig behalten, so verwahrt man sie in einer gut verschlossenen Blechbüchse; sie hält sich eine Zeitlang gebrauchsfähig, nur muß sie vor dem nochmaligen Gebrauch gehörig durchgeknetet werden. Die Glasplatte wird mit Kitt auf starker Pappe befestigt und mit Leim an den Rahmen gefügt. Unsrer Abbildung zeigt einen Rahmen aus natürlicher Baumrinde. Es lassen sich mit dieser entwicklungsfähigen Arbeit zahlreiche, recht dekorative Gegenstände verzieren, wie Wandbretter, Zeitungsmappen, Etageren, edige Papierkörbe u. dergl.

Rätseldistichon.

Eines der Dramen bin ich, die ein großer Meister geschaffen. Wendet zwei Zeichen ihr um, steh' ich als Dichter vor euch.

Unterhaltungsaufgabe.

Die folgenden Wörter:

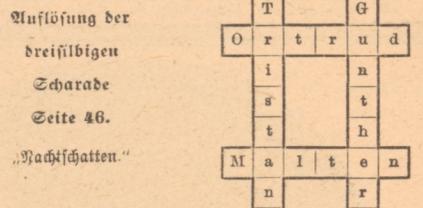
„Fliegenwedel, Lebensart, Historie, Fehltritt, Blüten, Gebicht, Ueber-sicht, Wachstum, Ungezogen, Fehltritt, Kronleuchter, Uebermütig, Gewogen, Einsamkeit, Ausrede, Feldherr“

sollen in anderer Reihenfolge so geordnet werden, daß zwei ein stehendes Kreuz bildende Buchstabenreihen hindurchgelegt werden können, auf denen die Namen der beiden bekanntesten Dichter der Befreiungskriege erscheinen

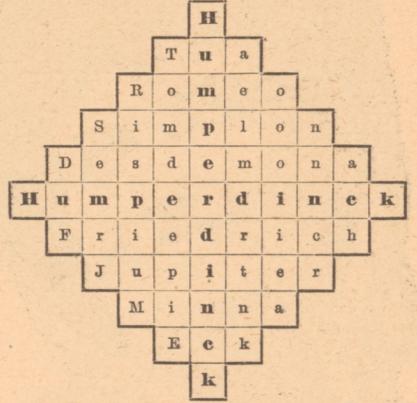
Französische Scharade (zweifelsbig).

Ne faites point d'ami qui ne soit mon premier. Après l'obscurité reparait mon dernier. De ma part ce matin recevez mon entier.

Auflösung des Arithmogriphs Seite 46.



Auflösung des Diamanträtsels Seite 46.



LIEBIG Company's

Fleisch-Extract

Fleisch-Pepton

nur echt, wenn mit Liebig's Namenszug in blau quer durch die Etiquette! — Alle grösseren Kochbücher der Neuzeit rühmen und empfehlen es zur Würze und Verbesserung von Suppen, Saucen, Ragouts und allen möglichen Fleischspeisen.

ist wegen seiner ausserordentlich leichten Verdaulichkeit und seines hohen Nährwerthes ein vorzügliches Nahrungs- und Kräftigungsmittel für Schwache, Blutarme, Kranke, namentlich für Magenleidende; für die Krankenpflege unschätzbar!

MIGRÄNIN gegen Kopfschmerzen jeder Art. In den Apotheken aller Länder erhältlich. Bequeme Dosirung: Migränin-Tabletten à 1,1 Gr. in Flacons à 21 Tabletten. Näheres eventuell durch Farbwerke. Höchst a. M., Deutschland.

Linoleum „Henel“. Einfarbig ca. 2 mm stark, qm 1,60 M. Gemustert „ 2 „ „ 1,80 „ Einfarbig „ 3 „ „ 2,30 „ Einfarbig „ 3 1/2 „ „ 2,85 „ Gemustert „ 4 „ „ 3,30 „ Granit ca. 4 mm in durchgeh. Must. tritt sich nie ab, qm 3,75 M. Neu! Wandlinoleum zur Bekleidung von Wänden in Fliesen-, Blumen- od. Arabesk-Muster 100 cm breit Meter 3,60 M. Läufer und Teppiche in allen Grössen. Julius Henel vorm. C. Fuchs, Hoflieferant mehrerer Höfe. BRESLAU, Am Rathhause 24-27. Einzelne Meter anfrankirt zu obigen Preisen. F. A. Seiler, Dessau sendet an Kleidermacherinnen gratis und franco ein Maßbuch für 1897 mit vielen Modellanzeigen u. belehrendem Text. Man wolle das Maßbuch per Postkarte verlangen.

Das beste Kleid

— elegant und dauerhaft zugleich — ist aus echten, reinwollenen Damen-Loden.

Die Firma

Fritz Schulze

königl. bayer. Hoflieferant

Loden-Spezial-Geschäft München

versendet auf Wunsch Preiscourant u. Muster gratis u. franco.

Solide Seidenstoffe.

Engros, Export robenweise, Muster umgehend (zollfreie Spedition).

Spezialitäten für Ball-, Braut- und Gesellschaftstoiletten, grösste Variationen in Neuheiten

J. Spoerri, Zürich (ältestes Seidenhaus der Schweiz).

Zu schlank Wenn Sie schon erscheinen wollen, dürfen Sie nicht sein. Gegen 20 A-Markte sendet Prospekt über seit Jahren bewährte und garantiert unschädliche Befandlung für Damen, welche eine gute Figur und schöne Formen zu erhalten wünschen, das chemische Laboratorium von L. Pietsch, Dresden-Blasewitz, Polensstr. Beständig erhalte ich die besten Mittel.

Berndorfer Rein-Nickel-Kochgeschirre



mit bestehender Schutzmarke bieten die sichere Garantie, dass sie durch und durch aus massiv reinem Nickel hergestellt sind, während die meisten im Handel befindlichen Nickel-Kochgeschirre aus plattiertem Eisen, vernickeltem Messing oder Zinn bestehen, nach deren baldiger Abnutzung derartige Geschirre unbrauchbar und wertlos werden. Dagegen verlieren die Berndorfer Kochgeschirre den Metallwert nie und werden jederzeit in Umtausch mit M. 5.— pr. Kilo zurückgekauft.

Die Berndorfer Rein-Nickel-Kochgeschirre sind unverwundlich, brauchen innen nicht verzinkt zu werden u. besitzen absolut keine gesundheitsschädlichen Eigenschaften.

Reparaturen sind ausgeschlossen, während z. B. von emaillierten Geschirren das Email abspringt, oder von kupfernen Geschirren das Zinn abschmilzt, wodurch derartige Geschirre reparaturbedürftig, unbrauchbar und gesundheitsgefährlich werden.

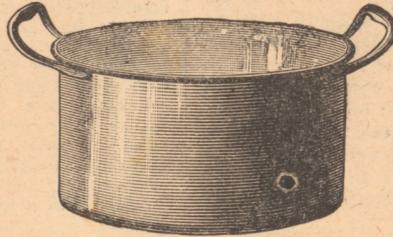
Das Kochen in Rein-Nickel erfolgt rascher. Die Reinigung ist die einfachste. Zur Beachtung! Die meisten Handlungen mit Haus- und Küchengeräten verkaufen die Berndorfer Rein-Nickel-Kochgeschirre zu Fabrikpreisen. Beim Einkauf verlange man ausdrücklich Berndorfer Rein-Nickel-Geschirre und achte auf die oben abgebildete runde Schutz-Marke.

Berndorfer Metallwaaren-Fabrik Arthur Krupp.

Engros-Niederlage für Deutschland Berlin SW., Leipzigerstrasse 43 II.

Ferner in: **Birmingham** Frederick Street 25. **Moskau** Schmiedebücke 25. **London** 39 Moorgate Street, City. **Mailand** Piazza S. Marco 5. **Paris** Rue de Malte 48. **Stockholm** Vasagatan 36. **Wien I.** Wollzeile 12.

An Plätzen ohne Verkaufsstelle wende man sich direkt an die Engros-Niederlage. Prospekt gratis.



Aus einem Stück gepresst.

E. Neumann & Co.
Dresden-N.
Man verlange Preislisten

Fabrik für Cotillon-, Carneval-Artikel und Masken-Costume.

XXII. Jahrgang.
Der Dilettant,
Musterbl. f. Laubs., Schnitz-, Einlege-, Flach- u. Kerbschn., Holzbrand- etc. u. verw. häusl. Kunstarbeit m. entspr. Text, p. Jahr 12 Nummern mit 25 Originalbild. 4 M. (direkt 4.50). Probenr. 10 Pf.
Mey & Widmayer, München.

ODONTA
ZAHN-WASSER
zur Pflege des Mundes und Erhaltung der Zähne.
WOLFF & SOHN
Hoflieferanten Karlsruhe
Filiale Wien Körnerhofgasse 6.

Verkaufs-Niederlagen in allen besseren Parfümerie-, Friseur- u. Drogen-Geschäften.

Schering's Pepsin-Essenz

nach Vorschrift von Geh.-Rath Dr. W. Kiebreich, beseitigt binnen kurzer Zeit **Verdauungsbeschwerden, Gähren, Magenverschleimung**, die Folgen von Unmäßigkeit im Essen und Trinken, und ist ganz besonders Frauen und Mädchen zu empfehlen, die infolge **Blutschwäche, Hysterie und Magenschwäche** leiden. Preis 1/4 Fl. 3, 1/2 Fl. 1,50 M.
Schering's Grüne Apotheke, Berlin N., Chausseestraße 19.
Niederlagen in fast sämtlichen Apotheken und Drogenhandlungen.
Man verlange ausdrücklich Schering's Pepsin-Essenz.



Ein Tropfen
auf's Taschentuch genügt, um demselben tagelang den feinsten natürlichen Wohlgeruch des frisch gepflückten **Rhein-Veilchens** zu geben.
Allein ächt hergestellt von **FERD. MÜLHENS**
Glockengasse Nr. 4711 in Köln a. Rh.
in allen feineren Parfümerie-Geschäften zu haben.

SENKING-HERDE
Koch-, Brat- und Back-Apparate für Kohlen, Gas oder Dampf sind **unübertroffen** in Construction (eig. Patente), Material u. Ausführung. Die kleinsten bis zu den größten Apparaten bewahren sich in den Kaiserl. u. ander. Hofküchen, in Kasernen u. Anstalten, Hotels, Restaurants u. in mehreren **100 000 Haushaltungen.**
Kataloge franco zur Einsicht.
Hildesheimer Sparherd-Fabrik A. Senking, Hildesheim,
Hoflief. Sr. Maj. des Kaisers
Musterlager auch Berlin W., Mohrenstr. 21.

Socken und Strümpfe
direkt ohne Zwischenhandel aus eigener Strickerei.
Chemnitzer Strümpfwaren, vortheilhaftester Bezug.
Damen- und Kinderstrümpfe, Germsdorfschwarz und leberfarbig.
Erdmoo-Socken gegen kalte Füße.
Gongo-Socken gegen Schweißfüße.
Gongo-Füßchen, -Sohlen und -Zehen, nicht eingehend.
Versand gegen Nachnahme, Bedienung streng reell.
M. V. Jaeger, Chemnitz.
Versand-Gesch. „Jägerhaus“, gegr. 1861.

Krinochrom
von **J. Barthol, Inh. B. Orlich**
Berlin, Königsbergerstr. 21a.
Bestes Haarfärbemittel in Schwarz, Braun, Cendré & Cart. 4.50. Lager b. Gustav Lohse, Hofl., Jägerstr. 46. E. Karig, Nachf. Lohmann, Friedenau.

Das Organ für Dichtkunst und Kritik
„Deutsches Dichterheim“
(Herausgeber Adalbert v. Mayerski) veröffentlicht in Nr. 1 seines soeben begonnenen **siebenthen Jahrganges** ein Preisauschreiben **für Gedichte.**
Es sind drei Preise im Betrage von **500, 250 und 150 Mark** ausgeschrieben. Als Preisrichter fungieren: R. G. Courad, Detlef von Kienemann, Dr. Richard Mayr, Hermine u. Preußchen und die Redaktion. Die näheren Bedingungen sind aus der oben genannten Nummer des „Deutschen Dichterheims“ zu ersehen, welche durch jede Buchhandlung des In- und Auslandes zu beziehen ist.
Verlag des „Deutschen Dichterheims“, Wien VIII.

1100
Stilvolle Laubsäge-, Schnitz-, Flach- und Kerbschnitt-, Holzbrand-Malerei- etc. etc. Vorlagen auf Papier und Holz.
Preisourante m. 1500 Illustr. auch üb. Werkz. u. Mat. f. 30 Pf. Briefm.
Mey & Widmayer, München.

Für Kunstfreunde.
Unser neuer, vollständiger, reichillustrirter **Katalog für 1897** über Tausende von Photographuren und Photographien nach hervorragenden Werken classischer und moderner Kunst wird gegen 50 Pfennig in Postmarken franco zugesandt.
Photographische Gesellschaft, Kunstverlag Berlin, Dönhofsplatz.

Bestes Färbemittel
für Stoffe jeder Art, in **allen modernen Farben**, ist **unstreitig** das in allen Apotheken und Drogen-geschäften à **35 Pfg.** per Karton erhältliche
Omnicolor.
Dasselbe färbt **waschecht**, unbedingt rasch, mühelos u. beschmutzt nicht die Hände.
Chemische Fabrik Baumann, Cassel.

Schönheit der Zähne

Sarg's anerkannt unentbehrliches **Zahnputzmittel.**
Zu haben bei den Apothekern, Droguisten, Parfumeurs etc. à 60 Pf.
Anerkennungen aus den höchsten Kreisen liegen jedem Stücke bei.

Garantirt Deutsches Kolonialprodukt.
KAMERUN KAKAO
Kamerun Kakao Gesellschaft, Hamburg.
Verkaufsstellen in allen grosseren Städten Deutschlands.

Negergarn
ist das beste baumwollene Strickgarn, wird aus dem edelsten Material hergestellt und in allen Farben echt geliefert.
Neger-Estremadura Neger-Doppelgarn
ist in allen besseren Geschäften zu haben.
Man verlange nur Negergarn oder Strümpfe mit dem Negergarn-Etiquett.
Diamantschwarz Lederfarben
absolut echt und nicht gesundheitsschädlich.
Neuheiten in Ballstoffen
sowie schwarze, weisse u. farbige Seidenstoffe jed. Art zu wirkl. Fabrikpreis, unter Garantie f. Aechtheit u. Solidität von 55 Pf. bis M. 15 p. M. porto- und zollfrei ins Haus. Beste und direkteste Bezugsquelle für Private. Tausende v. Anerkennungs-schreiben. Muster foo. Doppelt. Briefporto nach d. Schweiz
Adolf Grieder & Cie., Seidenstoff-Fabrik-Union, Zürich
Königl. Hoflieferanten.

Liebe's Sagradawein, durch Verdrängung gewonnener Auszug von Cascara sagrada, der auf 1 cem Südwein ohne Zusatz 1 gr frische Rinde enthält, regelt ohne Beschwerden oder Nachteile; seiner Milde halber von den Herren Aerzten starkwirkenden Abführmitteln vielfach vorgezogen. Man verlange in den Apotheken „Liebe's echten Sagradawein“.
J. Paul Liebe, Dresden und Tetschen a. E.

Einziges Etabliss., welches in Paris mit d. gold. Medaille ausgez. wurde.
Pariser Mieder (Corsets)
Madame **M. WEISS (aus Paris)**
Wien, I., Neuer Markt 2.
Preise der Mieder: 10 fl. aufwärts. Bei Bestellung durch Korrespondenz erbittet man das Maass in Centimet. von: 1. Ganzer Umfang von Brust u. Rücken unter den Armen genommen, 2. Umfang der Taille, 3. Umfang d. Hüften, 4. Länge von unter dem Arm bis zur Taille. Das Maass ist am Körper über das Kleid zu nehmen, ohne abzurechnen.
Postversendungen nur gegen Nachnahme oder Vorauszahlung.

KOCH-studien in der Musterküche.
für 8 Damen o. Musikalische Bühnenscene mit parodist. Gesängen. o. Klavier-Auszug mit Text 3 Mark.
Eduard Bloch, Verlag, Berlin G. 2.

Briefmarken verkauft Felix Walter, Reifend. b. Charlottenburg b. Berlin, Horn-Allee 33, Eingang: Platzen-Allee 2.

Mandelkleie mit **Veilchengeruch** macht die Haut geschmeidig und erhält den Teint jugendfrisch. Vollständiger Ersatz für Seife und Puder.
Alleinige Erzeuger:
A. Motsch & Co.
WIEN, I. LUGECK N^o 3
Generaldepot bei **J. Prochownik, Berlin SW., Ritterstr. 43.**

Grosse **Betten 12 M.**
Oberbett, Unterbett, zwei Kissen, mit 14 Pfund doppeltgereinigten neuen Federn, Oberbett 200 cm lang, 105 breit, Unterbett 200 cm lang, 100 breit.
Bessere Betten 2 schläfrig M. 20, 28, 38 ic.
Federn Pfund M. 0,55, 0,90, 1,15, 1,25, 1,75 ic.
Daunen Pfund M. 2,65, 3,00, 3,50, 4,50 ic.
Preislisten gratis und franco.
Magazin A. Lubasch
Berlin, Kommandantenstr. 44/44a.
Versand gegen Nachn. Verpackung gratis.

Ein Lebensretter
für Einzelne u. Familien war u. wird stets sein das „Merkbuch f. Kranke u. Gesunde“. Preis M. 3.50. Zu beziehen durch die Heilstätte Dornhof-Zuzgen, Aargau, Schweiz

GAEDKE'S CACAO
Anerkannt vorzügliche Marke.
4 Qualitäten in Original-Packungen 3 Kronen 2 Kronen 1 Krone Haushalt Mk. 2.80, Mk. 2.40, Mk. 2.—, Mk. 1.60 per 1/2 Kilo-Packung.
Ueberall käuflich.
Fabrikant: P. W. Gaedke, Hamburg.